Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Johann Friedrich Hildebrand

Wie können Deutsche, und insonderheit Preußische Unterthanen für die französische Revolution seyn?

Quedlinburg: bey Friedrich Joseph Ernst, 1793

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

M.F.v.B.v

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0001
DFG

Jh VII
2620.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0002
DFG

Wie können

Deutsche,

und insonderheit

Preußische Unterthanen

für

die französische Revolution seyn?

Von

Johann Friedrich Hildebrand,

Zweytem Prediger an der Moritzkirche in Halberstadt.

Die Vielherrscherey ist nichts Gutes: Einer sey Herr!

Homer.

Quedlinburg

bey Friedrich Joseph Ernst 1793.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0005

DFG

Seiner Majestät

dem

Könige von Preußen

Friedrich Wilhelm

dem Zweyten

gewidmet.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0007
DFG

Wie können Deutsche und insonderheit Preußische Unterthanen für die französische Revolution seyn?

Statt der Vorrede.

Ich habe zu viel Achtung für das edle Volk der Deutschen, das von jeher durch Biedersinn und Treue, wie durch Tapferkeit, sich auszeichnete, als daß ich es wagen mögte, die Ehre dieser Frage mir allein zuzueignen. Dies patriotische und pflichtmäßige Bekenntniß sey mir erlaubt vor allen Dingen öffentlich abzulegen, um auf solche Weise allen braven Deutschen und Preußen, die schon längst jene so natürliche Frage der Ver-

wunderung, in der Stille oder in gesellschaftlichen Zusammenkünften, aufwarfen und untersuchten, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wenn ich vielleicht der Erste bin, der es wagt, diese Frage so gestellt vor dem Publikum zu verhandeln: so glaube ich auch meinerseits auf die Gerechtigkeit ansprechen zu dürfen, daß man mit dem Verdacht, "ich wünsche wol, in dieser Rücksicht der Erste zu seyn," mich verschone. Dergleichen Bestrebungen dürfen unter Umständen, wie die gegenwärtigen sind, schlechterdings nicht Statt finden: vielmehr haben wir, Jeder in seinem Wirkungskreise, all unser Denken und Bemühen nur aufs Gemeine Beste zu richten, und, wenn wir was Gutes stiften, (wie es schon längst vor der Neuesten Moralphilosophie Grundsatz war) lediglich durch die gewissenhafte Pflichterfüllung uns hinlänglich belohnt zu halten. Erfüllen wir unsre Pflicht so, daß Gute Männer bewogen werden, uns zu loben: desto besser für uns! Es gewährt

wahrhaftig hohes Vergnügen, edlen Zeitgenossen und Mitbürgern zu gefallen: ein Vergnügen, wogegen keine Philosophie uns müßte gleichgültig machen wollen, zumal wenn man bedenkt, daß wir dadurch im Guten bevestiget, im Eifer bestärkt, und so noch ferner Nützlich werden können. Nur sey es ferne von uns, einen berühmten Namen dem guten jemals vorzuziehen! Auch hüten wir uns wohl, wenn wir weise sind, bey unserm pflichtmässigen Bestreben fürs Gemeine Beste Allgemeinen Beyfall zu erwarten. Es kann nicht fehlen, besonders bey der gegenwärtigen auffallend ungleichen Stimmung der Gemüther, durch Eifer für Wahrheit, Ordnung und Ruhe Diesen und Jenen, in der Nähe und in der Ferne, misfällig, vielleicht verächtlich zu werden, und dem Vorwurfe der Verstellung, oder gar der Bestechung sich auszusetzen. Meine Absicht war es niemals, und ist es auch izt nicht, irgend Jemand, der anders denkt, wie

ich, zu beleidigen: doch gestehe ich, daß ich zu Schwach bin, (wenn man es Schwäche nennen will) Wahrheiten zurückzuhalten, von denen ich wohl weiß, daß sie einem Theile der Zeitgenossen nicht gefallen. Uebrigens bitte ich mir die Erlaubniß aus, auf meine Weise, was ich denke, zu sagen: so wie auch ich gern Jedem seine Weise vergönne und freylasse.

Halberstadt,
im Junius 1793.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0012
DFG

Wie können Deutsche, und insonderheit Preußische Unterthanen, für die französische Revolution seyn?

Diese Frage setzt natürlich den bejahenden Satz voraus, „daß es wirklich Deutsche und auch „Preußische Unterthanen giebt, die für die fran„zösische Revolution sind," einen Satz, der gewiß nicht unter die problematischen gehört, der aber doch näher bestimmt werden muß, um die Vermischung denkender Männer mit dem großen Haufen der Neuerungssüchtigen, die mehr schwätzen als wissen, was dem Menschen und der Gesellschaft gut ist, zu vermeiden, und alle ungerechte Beurtheilungen in einer so äußerst wichtigen Sache zu verhüten. Wenn wir die Französische Revolution denken; so dränget sich uns immer,

ohne daß wir es vorsätzlich wollen oder durch die Geschäftigkeit unsrer Einbildungskraft es bewirken, eine Menge theils von Lächerlichkeiten theils von Abscheulichkeiten auf, wobey sich ohne ein böses Herz nicht lachen oder nur gleichgültig bleiben läßt. Wir erinnern uns an die menschenfreundliche und so wohl erfüllte Drohung „Friede den „Hütten und Krieg den Palläſten!“ Wir sehen aufrührerische Soldaten und Mörder, mit Bürgerkronen bekränzt, durch ehrenvolle Sitzung unter den Repräsentanten der Nation und durch ein bachanalisches Fest belohnet werden; wir hören die weisen Kosmopoliten verordnen, „daß alle Völ„ker, denen sie ihre Freyheit und Gleichheit an„tragen würden, im Fall der Weigerung, als „Feinde behandelt werden sollten.“ Wir sehen den edlen Custine, nach wiederholten Versprechungen der Sicherheit, an einer deutschen Fürstentafel speisen, und, nachdem er mit gastfreundschaftlichem Brodt sich gesättigt, alle Kostbarkeiten seines ihm trauenden Wirths gewaltsam mitnehmen; wir hören einen halbaufgeklärten

Wißling im Convent der Atheisterey sich rühmen, und einen Prahler Alle für Thoren schelten, die einen Gott glauben; wir sehen die satanischen Septemberscenen, sehen die ungeheuern Vater- und Muttermörder, sehen die Kinder mit Menschenköpfen spielen, und ihre Eltern ihnen schmeicheln. Wer dürfte aber allen Deutschen und Preußen, die jene Staatsveränderung billigen, das unsinnige Verbrechen aufbürden, daß sie auch jene Narrheiten und Kannibalereyen, die dieselbe begleitet haben und ihr noch wesentlich anhängen, billigten? Das wäre ja eine jakobinische Ungerechtigkeit, die gewiß auch Manche von denen zu verbitten sich befugt halten könnten, die durch Aufstellung andrer Exempel von Unmenschlichkeiten die Blicke ihrer Zeitgenossen von der schwarzen Seite der französischen Revolution abzuziehen suchen.

Viele von den Freunden dieser Revolution, deren Erste Epoche wegen des philosophischen und menschenfreundlichen Scheins, den man ihr gab,

allerdings eine ihr vortheilhafte Sensation machen mußte, sind seit den schrecklichen Mordscenen des vorigen und besonders seit dem Ein und Zwanzigsten Januar des laufenden Jahres, gänzlich abgetreten, und äußern itzt einen eben so starken und thätigen Unwillen gegen die Glieder der immer noch herrschenden Rotte, als sie ehedem die (wie man itzt weiß, Wenigen*) vortreflichen der Ersten Versammlung verehrten. Inzwischen sind es doch nur Viele, nicht Alle; und die Zahl der Unbekehrten ist immer noch sehr groß, theils unter den geringern Classen, theils unter den vornehmern, wovon sich einige, wo nicht ganz offenbar, doch nicht undeutlich für die französische Revolution erklären, Andere aber hinter einer angenommenen Indignation sich verstecken, doch ohne dem geübten Beobachter verborgen bleiben zu können. Unter beyden Gattungen findet man Leute, die

*) S. Recherches sur les causes, qui ont empêchés les François de devenir libres, & sur les moyens, qui leur restent, pour acquerir la liberté. par Mounier. 1792.

vermöge ihres unsichern Charakters in verschiednen Gesellschaften verschiedne Rollen spielen: in dieser eine französische, in jener eine deutsche und preussische, je nachdem sie zu gefallen oder anzustossen hoffen oder fürchten. Dergleichen zweygestaltete Menschen scheinen am wenigsten geschickt zu seyn, auf Achtung ansprechen zu können: gleich den religiösen Windfahnen, die, unter dem Vorwande „Allen Allerley werden zu müssen" vormittags in dem ehrwürdigen Mantel des Glaubens einhertreten, und nachmittags in dem leichten Anputz der Freygeisterey dahinhüpfen. — Sogar Jugendlehrer und Prediger, wie die öffentlichen Nachrichten besagen, haben sich unter die Klubbisten am Rhein gemischt und sind sansculottische Professoren geworden; und, wie verlauten will, gibt es dergleichen Verfechter der gallischen Freyheit und Gleichheit auch in andern Gegenden und Städten unsers Deutschen Vaterlandes, die an großen und kleinen Flüssen liegen.

Sey es aber wer es sey, der in der Stille für die Neufranken stimmt — er sey Lehrer der

Jugend oder Prediger, er sey Handwerker, oder Kaufmann, oder Journalist, er sey nicht über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus gekommen, oder habe die Welt umsegelt, (welches, wie man wohl sieht, nicht gegen alles hilft) — das Recht darf schlechterdings Keinem unter der Sonne, der einen Kopf zwischen seinen Schultern trägt, streitig gemacht werden, nach eigener Weise über politische, wie über religiöse und andere wissenschaftliche, Gegenstände, und also auch über die französische Revolution zu denken, und Letzterer sogar, wenn er sie nach seinen Begriffen für gemeinnützig hält, im Grunde des Herzens einen guten Fortgang zu wünschen. Bis dahin erstreckt sich kein Verbot, und kein Vernünftiger, der zu verbieten hat, will so weit reichen. Alle menschliche Macht scheitert an den innern Verrichtungen des Geistes. — Auch dächte ich müßte es Jedem frey stehen, nicht allein über, sondern sogar für jene wichtige Erscheinung sich zu äußern: es versteht sich von selbst, mit Vorsicht und Bescheidenheit, nicht, wie gewisse bekannte Journalisten thaten, um absichtlich

aufrührerische Grundsätze zu verbreiten und die gute Ordnung zu stören. Wäre freylich dies der Fall, daß Jemand, wer es auch sey! Prediger, oder Doctor, oder Buchhändler, mit Beyseitsetzung aller vernünftigen und billigen Rücksichten, in Gesellschaften oder in Schriften die Parthey der Franzosen nähme, gegen die bestehende Constitution seines Vaterlandes, auch selbst bey unleugbaren Mängeln, deklamirte, und den verderblichen Saamen des Mißtrauens und Aufruhrs unter seinen Mitbürgern auszustreuen suchte; so misbrauchte er offenbar das Recht, Andern seine Gedanken mitzutheilen, und es wäre dem Gemeinen Besten zuträglicher, lieber einen Solchen zum Stillschweigen zu nöthigen, als die gesellschaftliche Ruhe in Gefahr zu lassen. Diese ist, warlich! ein gar zu kostbares Gut, als daß sie jedem unzufriedenen Gesellschaftsgliede, oder jedem unruhigen Schwätzer Preis gegeben werden dürfte. Der ernsthafte Mann, der denkende Menschenfreund trägt manche, auch drückende Last mit Andern in Geduld, und erwartet Erleichterung oder Befrey-

ung von der Zeit, weil er aus Geschichte und Erfahrung überzeugt ist, daß gewaltsame Aenderungen gewöhnlich weit größere und anhaltendere Uebel erzeugen, als das Gut ist, welches sie etwa beendzwecken mögen*) Die weisen Reformatoren der Vorzeit, die dem menschlichen Geschlecht, oder zunächst ihrem Volke zu wahrer Freyheit und Glückseligkeit verhelfen wollten, gingen sämmtlich langsam zu Werke, sonder Zweifel weil sie bejahrte, erfahrne und gesetzte Männer waren; und sonach kommt ihr Exempel den stürmischen Verbesserern oder Befreyern der Menschheit, die zum Theil sich darauf zu berufen kühn genug sind, und dabey immer die hellen Aussichten in die Zukunft im Munde führen, keinesweges zu Statten. Lasse sich doch Niemand durch prahlende Deklamationen täuschen! Es sind Wolken ohne Wasser, oder wenn man lieber will, gelobte Landgüter auf dem Papier. Die Deklamateurs wollen ihre

*) S. die kleine Schrift: Libertas populorum raro cum magno ad eos fructu recuperata. Aut. Heyne. 1789.

Assignaten nur unterbringen. Es klingt zwar schön „der aufgeklärte Menschenfreund müsse fürs „Ganze, auch für die Nachwelt sorgen, und in „Beförderung des, wenn auch nach ungewissen „Guten durch nichts, als durch die Unmöglich„keit sich behindern lassen; auf nahe, für Ein„zelne verderbliche Folgen gemeinnütziger Entwürfe „sey, keine Rücksicht zu nehmen," wer sieht aber nicht, daß weder die Gegenwart über der Zukunft, noch der Theil über dem Ganzen versäumt werden dürfe, und daß die Welt unter den Verbesserungen zu Grunde gehen würde, wenn Alle, die mit weit geöffnetem Munde sich Menschenfreunde nennen, wovon aber die meisten, wie die berüchtigten Conventisten und Klubbisten, die um einen hohen Lohn arbeiten, wie ihre notorischen Diebereyen beweisen, im Grunde nur Sich lieben, Freyheit haben sollten, die dermalige Ordnung der Dinge nach Gutbefinden zu ändern, mit dem Versprechen, sobald als möglich eine bessere an ihre Stelle zu setzen? Wenn der König, den Gott noch lange erhalten wolle! wie sein unsterb-

licher Vorgänger, den Unterthanen in der Haupt- und Residenzstadt, die es zufrieden waren, schönere Häuser bauete; so war das allerdings zu loben, nicht nur weil die Städte dadurch verschönert, sondern auch weil viele Menschen nützlich beschäftigt und unterhalten wurden. Wir würden aber äußerst unzufrieden werden, und mit großem Recht, wenn eine Gesellschaft von Baulustigen, die sich die Erlaubniß zu verschaffen gewußt hätte, überall in den Provinzen, wenn und wo es ihr beliebte, architectonische Verbesserungen zu veranstalten, alljährlich, oder auch nur alle zwey, drey, sechs Jahre, unter dem Vorwande mehrerer Vervollkommnung, unsere Häuser einreißen wollte. Dieser despotische Fall ist freylich kaum denkbar: aber gesetzt, er träte wirklich einmahl ein; so würde, außer unsrer Unbequemlichkeit und Störung in Geschäften, in wenigen Jahren ein allgemeiner Holzmangel entstehen, und die menschenfreundlichen Architeckten dürften einen sehr frostigen Lohn empfangen. Mich dünkt, die so gepriesene Weltbürgerschaft ist in unrechten

Händen das gefährlichste, das sich denken läßt; und es giebt vielleicht unter Tausend Menschen immer nur Einen, der im Stande und daher berechtigt seyn kann, die nähern bestimmten Pflichten gegen eine gewisse Gesellschaft mit der thätigen Sorge für das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts zu verbinden, *) so daß also die meisten Menschen, doch ohne ihnen einen intoleranten Nationalstolz einzuflössen, hauptsächlich nur zu treuer Beobachtung jener bestimmten Pflichten, die ihnen Gemeinnütziches genug zu thun geben, angewiesen und angehalten werden müssen. Die Franzosen scheinen unter allen Nationen, die wir näher kennen, gerade am wenigsten geschickt zu seyn, die große Sorge für das menschliche Geschlecht zu übernehmen. Sie dachten es zwar, und hauptsächlich wollten die Urheber der Revolution, so wie deren Nachfolger, für lauter Weise der Ersten Größe und für Welterlöser angesehen seyn: aber ihr übelan-

*) Am wenigsten scheint weiland Monsieur, Anacharsis Clotis zum guten Weltbürger gemacht zu seyn.

gelegtes und misrathnes Werk verräth ihre Ungeschicklichkeit, und ihre wilden Leidenschaften und Laster zeigen offenbar, daß sie schlechterdings keinen Beruf haben, die Welt zu beseligen.

Was die Ursachen betrifft, warum immer noch Deutsche, und auch preußische Unterthanen, für die französische Revolution sind; so verlohnt sich's wohl der Mühe, dieselben aufzusuchen und bekannt zu machen, sey es auch, daß Letzteres nicht ohne alle Gefahr einer üblen Beurtheilung geschehen könnte. Doch mag es mir erlaubt seyn, auf die wichtigsten mich einzuschränken, und auf einige sogar nur hinzuweisen, anstatt sie völlig aus der Dunkelheit hervorzuziehen, welches ich stärkern und mehr begünstigten Forrschern überlasse. Noch muß ich zum voraus bemerken, daß sämmtliche hier anzuführende Ursachen jener Erscheinung keinesweges den Deutschen und Preußen so eigenthümlich sind, daß sie nicht auch bey Engländern, Schweden, Pohlen, und andern Völkern Statt finden könnten. Die menschliche Natur ist aller

Orten dieselbe, und aus gleichen Vordersätzen pflegen in allen Gegenden der Welt für's Gewöhnliche dieselben Schlüsse gezogen zu werden.

Ich übergehe das Bekannte: „Soviel Köpfe, soviel Sinne" als zu allgemein; ob es gleich zu mancher heilsamen Bemerkung Anlaß geben könnte. So ist es z. B. gewiß menschlicher, verdrehte Köpfe mit weiser Geduld wieder in die gehörige Richtung zu bringen, und schwache zu stärken, als sie nach französischer Manier ohne Umstände abzuhauen. Doch das sind bekannte Dinge; und ich sorge, daß auch die folgenden Bemerkungen dafür erkläret werden, welches ich aber gern geschehen lasse, wenn ich nur durch dies Bekannte zur Verminderung des Bösen beyzutragen glücklich genug bin.

1. Es giebt Menschen, denen es durch Uebung natürlich und durch den Reiz des Vergnügens nothwendig geworden ist, dagegen zu seyn, wofür viele Andre sind: in einzelnen Fällen zum Theil aus eigensinniger Laune, zum Theil

aus eitler Ruhmbegierde, manchmal auch aus Abneigung gegen gewisse Personen, um durch Behauptung entgegengesetzter Meinungen den wirklich oder vermeintlich schädlichen Einfluß derselben zu verringern. Sie empfinden einen unwiederstehlichen Trieb, sobald Andre etwas für wahr, schön, gut, oder auch für falsch, häßlich und schädlich ausgeben, die Sache sogleich von der Kehrseite zu betrachten, um wo möglich dieselbe im entgegengesetzten Lichte darzustellen. Sie sind im Stande und auf der Stelle fertig, Sätze zu vertheidigen, deren Streitigkeit ins Auge springt, und verlegene Meinungen in Schutz zu nehmen, die das Urthel der Aufklärung zu ewiger Vergessenheit schon längst verdammt hat. *) Man sieht leicht ein, daß dergleichen parodoxen Menschen (deren es natürlicher Weise nicht Viele giebt) ein Haupterforderniß zur Liebenswürdigkeit fehlt, und daß sie mehr als andre in Gefahr stehen, verkannt zu

*) Der Lieutenant Lisma hago im Humphrey Klinker ist ein leibhaftiges Original zu dieser Schilderung.

werden; aber man lasse sich ja durch ihre rauhe Aussenseite nicht gleich gegen sie einnehmen. Wenigstens hüte man sich, allen ohne Ausnahme einen üblen Charakter beyzulegen. Sie haben wirklich zum Theil ein treffliches Herz, dem nur diese einzige herrschende Schwäche anklebt, daß sie gern wiedersprechen; und selbst wenn sie zu Zeiten Andern in den Weg treten, und angeblich nützliche Unternehmungen zu behindern suchen, oder wenigstens nicht befördern, dürfen sie deswegen nicht als Uebeldenkende verwerflich gemacht werden, weil sie es unter gewissen Umständen für Pflicht halten können, fremder Meinung nicht zu seyn.

Ich will nicht behaupten, daß Sonderlinge der Art in Rücksicht auf die französische Revolution mir schon vorgekommen sind: inzwischen ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß es unter unsern deutschen Landsleuten und preußischen Mitunterthanen, das geringste angenommen, in jeder Provinz oder Partikel des großen Staatskörpers wohl Einen geben könne, der gerade nur deswegen französisch

denkt oder zu denken den Schein annimmt, weil die meisten Andern, mit welchen er an einem Orte zusammen wohnt, deutsch und preußisch denken. Was in Ansehung andrer Gegenstände geschieht, kann auch bey diesem geschehen. Man hat Exempel, daß Leibeigenschaft, Sklavenhandel, Büchernachdruck, und dergleichen dem ersten Anschein nach böse Dinge mehr, wogegen Tausende laut ihren Unwillen äußern, von denkenden Männern in Schutz genommen wurden; und wer weiß, ob nicht in Zukunft, welche sich finden werden, die, bey aller Achtung für die allgemeinen Rechte der Menschheit, sogar den Despotismus vertheidigen und gewissen Völkern denselben nothwendig halten? Man darf nicht Jeden, der zu Zeiten von der Heerstrasse abweicht, böse oder unkundig schelten; und wer die mittäglichen Völker anders regiert wissen will, als die Nördlichen, mag wohl klüger seyn als der schwindlichte Franzos, der auch in dem brennenden Asien das System der Freyheit und Gleichheit einführen wollte.

2. Weit größer ist die Zahl derjenigen, die, aus Mangel an richtigen Begriffen von Freyheit, französisch denken; und diese findet man natürlicher Weise hauptsächlich in den geringern Klassen. Wir werden versucht zu glauben, wenn wir Leute der Art über Freyheit sprechen hören, daß sie nie einen vernünftigen und christlichen Unterricht empfangen haben müßten, oder daß jene wichtige Materie ganz und gar vernachläßigt worden wäre. Dies könnte nun wohl hin und wieder in Deutschland der Fall seyn, wo nemlich unter den Personen, die zu Lehrern des Volks verordnet sind, immer noch welche sich finden, denen es an hinlänglicher Geschicklichkeit, oder an Eifer für's gemeine Beste fehlt, oder die aus Vorurtheil nur auf gewisse Materien sich einschränken, und es wohl gar für unchristlich halten, der Jugend oder den Erwachsenen vernünftige Kenntnisse beyzubringen; da es doch offenbar im höchsten Grade unchristlich ist, wenn die Menschen nicht vernünftig nachdenken, wenn sie ihr Urtheil durch den Betrug sinnlicher Lüste und durch die

Täuscherey des Scheins bestimmen lassen, und insbesondre von den gesellschaftlichen Verhältnissen, Rechten und Pflichten keine richtige Begriffe haben. Es macht ungemeine Freude, in den mittlern, sogar auch in den geringern Klassen, besonders unter den Bekennern des protestantischen Christenthums, verständige und gesetzte Personen zu finden, welche Freyheit und wilde Ungebundenheit wohl zu unterscheiden wissen, und die gesetzliche Ordnung aus Gründen genehmigen. Die Zahl solcher nachdenkenden und wohlunterrichteten Christen ist in der That nicht gering, wie jeder zugeben wird, der Gelegenheit hat, mit Leuten aus allen Ständen umzugehen. Inzwischen sind doch auch, wie gesagt, der Unwissenden und Undenkenden in den niedrigen, wie in den höhern Ständen, nicht Wenige: und wenn man bedenkt, daß die geringern Gesellschaftsglieder, weil ihnen manches auffliegt, wovon die Vornehmern befreyet sind, und manches abgeht, was sie wohl gerne hätten, zumal wenn große Unwissenheit oder Unglaube hinzukommt, stärker als andre vom Neide

geplaget werden; so kann man sich's leicht erklären, woher es rühre, daß unter solchen Leuten die französische Revolution immer noch viele Freunde hat, die dieselbe im Vaterlande je eher je lieber nachgeahmt zu sehen wünschen, weil sie dadurch, wie die schwäbischen, thüringischen, und fränkischen Bauern zu Luthers Zeiten, von allen ihren Lasten und Leiden auf einmal und immer befreyet zu werden, obgleich irriger Weise, sich einbilden. Dazu kommt noch, daß wohl hin und wieder Manche seyn mögen, besonders in einigen Geistlichen Staaten, desgleichen in Weltlichen, wo die unprotestantische Landesobrigkeit nicht tolerant genug denkt, die über äußerst lastende Misbräuche und muthwillige Bedrückungen zu klagen Ursach haben: denen z. E. ihr Recht verweigert oder erschweret wird, oder denen ohne Vorwissen der höhern Obrigkeit, mehr abgenommen wird, als sie zu geben schuldig sind; oder die sonst von hochmüthigen und unmenschlichen Obern wie ihr Reitvieh, und vielleicht noch ärger, tyrannisirt werden. Doch steht nicht zu leugnen, daß, der-

gleichen offenbare Vergewaltigungen ausgenommen, der gemeine Mann fast durchgehends geneigt ist zu glauben, es geschehe ihm von der Obrigkeit zuviel, wenn sie Dienste und Abgaben verlanget. Ja, mir sind Exempel bekannt, daß bürgerliche Nahrung Treibende, die wegen heimlicher Einbringung unerlaubter Waaren mehrmals hatten büssen müssen, dem Landesherrn geradezu das Recht absprachen, Handelseinschränkungen zu verfügen, gewisse Waaren zu verbieten, und dergleichen mehr. Nur muß ich bemerken, daß diese Leute einen unmäßigen Stolz besassen, und, weil sie etwas gelesen hatten, sich für aufgeklärt hielten, ohne es zu seyn, und daß sie noch dazu von eigennützigen Schmeichlern in ihrem thörichten Selbstdünkel waren bestärket worden.

Man sieht also, wie nothwendig es ist, für gute Lehrer zu sorgen, und daß folglich eine Landesregierung nichts Unzweckmäßigeres und Gefährlichers thun könne, als wenn sie (vielleicht im Vertrauen auf die habende Macht?) diese große Sorge vernachlässigt, und die Unterweisung der

Jugend, wie der Erwachsenen, ungeschickten, irreligiösen und unsittlichen Leuten anvertrauet. Ich kann nicht unterlassen, aus einem treflichen Buche, das, wie mehrere, ohne genannt zu werden, von neuern philosophischen Schriftstellern fleissig benutzt worden ist *), nemlich aus Skeltons Offenbarter Deisterey, eine passende Stelle hieherzusetzen, die dermalen wohl beherziget zu werden verdient. „Die Handwerks„leute (heißt es im Zweyten Theil, S. 73.) „sind in Absicht auf alle höhere Gattungen von „Menschen, gleichsam die Füsse. Sie sind dem „Erdboden am nächsten, und stützen den ganzen „Körper. Diejenigen, die am höchsten in der „Welt stehen, und am weitesten vor sich sehen

*) Dies trefliche Buch ist zugleich auch nicht benutzt worden; welches daraus erhellet, daß wir immer noch mit so vielen Einwürfen gegen die Religion überhaupt und gegen die Christliche insbesondre beläftiget werden, die man darin hinlänglich wiederlegt findet. Es ist in der That ungerecht und tückisch, auf daseynde Vertheidigungen der Wahrheit keine Rücksicht nehmen und sie absichtlich ignoriren, um seine scheinbaren Zweifel und Einwürfe für neu und unwiederleglich ausgeben zu können.

„können, sollten an denen, die sie tragen und so „hoch erhehen, das Amt des Hauptes und der „Augen verrichten: und wenn sie dieselben in „Gruben und Pfützen verführen, oder verführen „lassen sollten, so müßten sie wegen ihrer Un„dankbarkeit und Grausamkeit selbst zu Falle kom„men. Denn wenn das gemeine Volk, aus „Mangel eines nothwendigen Unterrichts, grob, „wild und gottlos wird, so bekömmt es an ehr„licher Arbeit, an Ackerbau und Künsten gar „leicht Abscheu, und gewöhnet sich zum Rauben, „Stehlen und Aufruhr." Ueber diese wichtige Stelle verlohnte es sich wohl der Mühe einen weitläuftigen Commentar anzufertigen. Sie könnte der Text zu sehr nutzbaren Betrachtungen seyn. Wieviel Heilsames ließe sich nicht für Diejenigen sagen, (wenn es anders dergleichen Thoren noch giebt) die eine gänzliche Dummheit des Volks als die sicherste Stütze der Regierung vertheidigen! Wieviel Heilsames aber auch für die Falschweisen, die, von unmäßiger Aufklärungssucht verblendet, die verschiedenen Glieder des Körpers nicht an

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0034
DFG

ihrem bestimmten Orte lassen, und sogar die Füsse zur Würde des Haupts erheben! Schwerlich möchten die Pädagogen Lob erhalten, die unter dem Vorwande, das so nützliche Selbstdenken zu befördern, ihre Zöglinge mit unzeitigen Sachen überfüllen, und, indem sie ihnen dadurch den Geist einer stolzen Selbstgenugsamkeit einflössen, dieselben zum Gehorsam unfähig und unwillig machen. —

3. Den Vielen, die aus mangelhaften Begriffen von Freyheit die französische Revolution begünstigen, mögen hier Diejenigen (sie seyn Ordensglieder, oder nicht!) zur Seite stehen, **welche die Völker, um ihrer grössern Wohlfarth willen, von der Fürstenregierung befreyet, und, statt derselben, durchgehends Selbstregierungen wünschen.**

Diese sehen in den Franzmännern (oder, wie Einige lieber wollen, Weibern: denn sie plaudern, schimpfen, und kratzen erstaunend viel) die Anfänger der allbeglückenden Wiedergeburt des

durch die Fürsten Jahrhunderte hindurch ertödteten Menschengeschlechts. Billig aber sollten doch Deutsche, die sonst wohl zu unterscheiden wissen, die Fürsten nicht so chaotisch behandlen, sondern vielmehr, wie in Ansehung andrer Dinge und Stände, einen vernünftigen und billigen Unterschied zwischen denselben machen. Denn wenn von bösen Fürsten (Kaisern, Königen, Kurfürsten, Landgrafen, Herzögen u. s. f.) die Rede ist, so können doch unmöglich alle gemeinet seyn, von dem ersten Nomadenemir an bis auf die dermaligen Scepterführer in und außer Europa: So wenig, wenn von guten Demokratien geredet, oder deklamiret, oder gesungen wird, alle Demokratien, die so eben aber unzeitig gebohrne nicht ausgenommen, dahin gerechnet werden können. Denn man hat, dächte ich, Exempel genug, daß die Repräsentanten, die das freye Volk sich erwählet hatte, (oder vielmehr, die von dem Volke sich hatten wählen lassen: denn in Demokratien sind Kabalen, unerlaubte Amtsbewerbungen und Bestechungen unvermeidlich) von der ihnen anver-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0036
DFG

trauten Gewalt den schreyendsten Misbrauch gemacht: sowie auf der andern Seite Beyspiele von Fürsten auch nicht selten sind, die als Väter, wenn auch nicht als vollkommne, oder weichliche Väter, ihr Volk regieret haben. Man wird doch zugeben, daß, sowenig tadelfreye Vollkommenheit bey irgend einem Erdensohn erwartet werden darf, eben so wenig Weichlichkeit, oder, wenn man lieber will, zugroße Zugänglichkeit dem Vorgesetzten, geschweige dem Fürsten, als Tugend angerechnet werden dürfe, und daß ein Land sich glücklich zu schätzen hat, wenn weise Güte und ernste Gerechtigkeit in der Person seines Regenten sich vereinigen. War dies nicht immer der Fall, wurde, in welchem Lande es sey, die oberste Regierungswürde zu Zeiten einem Unmündigen, oder einem Weichling, oder einem Grausamen zu Theil, der, statt der Rolle des Hirten, die des Wolfes spielte: so war ein solches Land allerdings zu beklagen. Aber die Schuld lag ja nicht nothwendig in dem Fürstenamte, vielmehr offenbar in der Person dessen, der dies Amt, ohne dazu gehörig

ausgerüstet und vorbereitet zu seyn, bekleidete. Das Land konnte eben so wohl durch einen guten Fürsten glücklich, als durch einen bösen unglücklich werden. Es ist wahr, der Böse hat viel Macht und Gelegenheit, unglückliche Menschen zu machen: aber dieselbe Macht und Gelegenheit wird der Gute zur Beglückseligung seiner Unterthanen anwenden, und gerade darin seine höchste Freude finden. Er wird durch weise Gesetze und gemeinnützige Einrichtungen für Ordnung, Sicherheit, Ruhe, und Thätigkeit sorgen, und keinen Tag mit dem Vorwurfe einer muthwilligen Uebelthat beschließen. Es kann ein Zeitalter, wie namentlich das Römische unter den Ersten Kaisern, so verdorben seyn, daß eine Reihe von schlechten und bösen Menschen das Staatsruder führt, und nur selten einmahl ein guter erscheint, der unsern Unwillen besänftigt: dagegen stellt ein anderes Zeitalter und eine andre Gegend eine Folge von guten und vortreflichen, mit wenigen schlechten untermischten, Regenten auf, die, tapfer, weise und mild, Wohlthäter ihrer Unterthanen und auch noch der kommenden

Generationen wurden. Gesetzt aber, der Landesherr sey ein ganz gewöhnlicher Mensch, sein Charakter sey eine Mischung von guten Eigenschaften und einigen mehr oder weniger hervorstechenden Fehlern: sollte es wol nicht besser seyn, unter Einem Solchen zu stehen, als Hundert dergleichen Herrn zu haben? Ich dächte doch! Wir wollen nicht einmahl annehmen, daß unter dem gewalthabenden Hundert einige bößartige Genies wären, wie in Neufrankreich sich hervorgethan haben. Wie stehts also um den unmäßigen Fürstenhaß? *)

Sonderbar ist es doch, warlich! daß Leute die Alleinherrschaft so unerträglich finden, die in der That sehr Bedenken tragen würden, ihre häusliche Monarchie niederzulegen, der Frau, den Kindern, den Knechten und Mägden gleichen Antheil an der Regierung des Hauses einzuräumen, und vertragsmässig zuzugeben, daß eine

*) S. Lettres sur les dangers de changer la Constitution primitive d'un gouvernement public. Ecrites à un Patriote Hollandois. 1792.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0039
DFG

Zeit die Ehehälfte, (welches zwar hin und wieder misbräuchlicherweise für immer statt findet,) dann der erwachsene Sohn, dann einmahl der Knecht oder die Magd, durch Mehrheit der Stimmen erwählt, das häusliche Ruder führte.

Sonderbar, daß ihr guten antimonarchistischen Leute so viel ans Freymachen der Völker denkt, und nicht darnach fragt, ob sie, wenigstens dem größesten Theil nach, tugendhaft sind? Denn sind sie dies nicht, so werden sie durch eure Freyheit nur unglücklich, und wahrhaftig unglücklicher, als sie jemals waren. Freyheit ohne Tugend erzeugt durch unaufhörlichen Kampf und Gegenkampf tausendfaches Elend, und endlich für die Ueberbleibenden drückende Sclaverey. Man urtheile nach dem Exempel der verführten Neufranken, ob dies Wahrheit sey, und ob diejenigen auf Weisheit Anspruch machen dürfen, die bey ihrer entworfenen und gewünschten Völkerbefreyung die Schwäche der menschlichen Natur und die Empfänglichkeit des größesten Theils der Indi-

viduen, die befreyet werden sollen, nicht in Anschlag bringen? Der Mensch überhaupt ist gar das vollkommne Geschöpf nicht, das man aus einem Zustande in den entgegengesetzten plötzlich könnte übergehen lassen, und unleugbar ist in jedem Lande die Zahl der Unvollkommenern die größere, so daß bey jedesmaligem Abgang eines bessern Staatsgliedes, das sich Selbst zu regieren wußte, immer erst zehn und mehr Unvollkommnere, die der Autorität bedürfen und bloß unter fremdem Gesetz stehen müssen, an die Stelle des Einen treten. Man irret gewaltig, wenn man darauf nicht Rücksicht nimmt, und die größere Zahl für reif hält, da sie es doch niemals ist.

Sonderbar, daß manche Schriftsteller der Zeit, die es recht darauf anlegen, einen leichten, ungebundenen, irreligiösen Sinn zu verbreiten, der die Einschränkungen des Gesetzes verschmähet, die Leute frey machen wollen: da doch Freyheit ohne Gehorsam gegen Gesetze ein Unding ist. Die faktischen Beweise jener Beschuldigung wird man

mir gern erlassen: ich müßte aus Broschüren, Journalen und Zeitungen, die wol Keinem meiner Leser ganz unbekannt seyn können, abschreiben und zum Theil verbotne Waaren hier nochmals zum Vorschein bringen.

Sonderbar endlich, daß Mitglieder aus dem Hohen Rath der Aufgeklärten, die so gar heftig gegen die Fürstengewalt eifern, und die Volksmajestät begünstigen, auf die wirkliche Verdorbenheit des Zeitalters so wenig Rücksicht nehmen, und namentlich die immer noch wachsende Verfeinerung der mittlern Classen nicht in Betrachtung ziehen. Wenn ich nicht irre, so ist diese, nemlich eine übertriebene Verfeinerung des Geistes, der Sitten und der Lebensweise, das verderblichste Uebel für die Menschen, und vornemlich für die zahlreichsten Gesellschaftsclassen. Sie tödtet alle wahre Tugend und bannt die Liebe aus den Familien, durch die thörichte Eitelkeit und kleinliche Nacheiferung, und noch andre Laster, die sie erzeugt. Rousseau hatte Unrecht, wenn er die Zurückkehr

der Menschen in den rohen Naturstand, als Bedingung ihrer Glückseligkeit, forderte: aber die richtige Idee lag doch bey dieser Forderung zum Grunde, daß wir, wenn es im Gesellschaftlichen Zustande uns dauerhaft wohlergehen soll, tugendhaft werden und zur Simplicität in jedem Betracht zurückkehren müssen.

Es ist also wol nicht schwer zu beurtheilen, ob es weise gehandelt sey, durch Verfeinerung verdorbene Menschen, die unmäßig über Kräfte, Stand und Vermögen hinausstreben, deren es izt so Viele giebt und durch Schriften und Mode immer noch Mehrere werden, der unvermeidlichen Gefahr der Anarchie auszusetzen, um sie zum Genuß einer idealischen Glückseligkeit zu führen, für welche sie keine Empfänglichkeit haben.

Zur Tugend lasset uns die Menschen, unter welcher Regierungsform sie stehen mögen, zurückzubringen suchen: dann werden sie frey werden. Dazu aber, dünkt mich, ist die Religion eins der

vorzüglichsten Hülfsmittel, und mehr, als jede andre, die Christliche, die hauptsächlich den großen Zweck hat, die Menschen durch Erkenntniß der Wahrheit zu befreyen und sowohl persönlich als gesellschaftlich zu beseligen. Ein sehr großer Theil der Menschen liebt sie deswegen; und wenn die Fürsten sie lieben, so sind sie meines Ermessens nicht zu tadeln, wenn sie solches auch wegen des starken Einflusses thun, den diese Religion auf die Treue und den Gehorsam der Unterthanen hat, wovon theils ihr persönliches Wohl, theils (welches noch mehr sagen will) ihre pflichtmässige Wirksamkeit für's Gemeine Beste abhängt. „Es ist sehr in dem Charakter eines weisen und „guten Fürsten, (sagt Johannes Müller in „seiner Darstellung des Fürstenbundes, „S. 332.) die große Mutter der menschlichen „Gesellschaft, die Religion, welche den Soldaten „an den Feldherrn, das Volk an den König, ihn „an die Landrechte und an seine Traktaten verbindet, welche die Mühe des Lebens erleichtert und „im guten Glück die Ordnung erhält, in der die

„meisten Menschen ihre Ruhe, die größten Kräfte „und Gründe der Selbstaufopferung finden, durch „Beyspiel und Einfluß zu unterstützen.“ Das Wort eines solchen Mannes gilt vielleicht mehr; und sonach würden die Antimonarchisten in der That gemeinnütziger handeln, wenn auch sie die Beste Religion liebten, und sowohl durch ihre fleißige Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung als durch ihr strengtugendhaftes Exempel dieselbe zu erhalten und zu empfehlen suchten. Mögen sie mir verzeihen, wenn sie durch diese Geistliche Zudringlichkeit sich beleidigt finden! Es ist uns nun einmahl Herzensbedürfniß, zu wünschen, daß der allesbelebende, verbindende und beseligende Geist des Christenthums über alle Ordnungen von Menschen, die weise sind oder sich weise dünken, die regieren oder gehorchen, immer allgemeiner sich verbreiten möge; und in der That, wir können uns nicht vorstellen, daß irgend ein Vernünftiger, der auf Allgemeine Menschenliebe Anspruch macht, nicht eben

dasselbe oder gar das Gegentheil wünschen sollte. Doch giebt es

4. immer noch Deutsche und Preußen, die der französischen Revolution geneigt sind, weil sie wünschen und hoffen, daß durch dieselbe nicht etwa bloß die catholische Kirchengewalt, sondern selbst die Christliche Religion einen tödtlichen Stoß empfangen, oder doch von ihrem Ansehen noch mehr verlieren, und sonach ihrem Ende immer näher kommen werde, um der bessern und Friedebringenden Herrschaft der Philosophie Platz zu machen.

Diese Begünstiger des französischen Unwesens müssen denen unter meinen Lesern, die Freunde der Christlichen Religion sind, und nicht allein die Erhaltung, sondern auch die Verbreitung dieser göttlich wohlthätigen Religion mit mir von ganzem Herzen wünschen und an ihrem Orte zu bewirken suchen, nothwendig sehr auffallen. Ich ersuche aber den einen Theil, die Sache nicht für ein

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0046
DFG

bloßes Vorgeben zu halten; einen andern Theil, zu heftigen Aeußerungen gegen die Feinde des Christenthums sich nicht hinreißen zu lassen. Was mich betrifft, so kann ich nicht bergen, daß ich mich gar nicht bewogen fühle, die Welt- und Menschenkenntniß derer zu bewundern, die den Untergang des Christenthums von gewaltsamen Mitteln und Verfolgungen erwarten. Diese verfehlten immer ihres Zwecks: sie bewirkten vielmehr gerade das Gegentheil, wie auch die neueste Erfahrung in Belgien bewiesen hat. Ferner will ich den Gemässigten Gegnern des Christenthums gern das Recht zugestehen, zu wünschen, „wenn ja Religion und auch diese Religion seyn „müsse, daß doch das mit dem allgemeinen Men„schenwohl Unverträgliche, welches Menschen der„selben beygemischt haben, aller Orten wo sie be„kennet wird, davon abgesondert werden möchte." Dies ist auch unser aufrichtiger Wunsch, und wir bitten Gott, daß durch seine weise Veranstaltung die Lehre der Liebe von den Grundsätzen des Hasses, die offenbar nicht von Ihm, sondern von der

Schwachheit und dem leidigen Interesse der Menschen herrühren, sowie auch von etwanigen andern Mängeln, immer mehr und mehr möge gereiniget werden. Dies wird auch sicherlich geschehen; und obgleich nicht zu hoffen steht, daß die französischen Unruhen zu einer so heilsamen Reinigung sonderlich beytragen werden, so dürfen wir doch von gelindern Arzeneyen jene ersprießliche Wirkung sichrer erwarten.

Was aber die unmäßigen Feinde des Christenthums betrifft, die dasselbe ganz und gar nicht mehr leiden mögen und ihren Ekel dagegen öfters auf eine so unbelebte Weise zu erkennen geben: diesen dürfte es wahrhaftig schwer fallen, ohnerachtet sie zum Theil auf hohe Erleuchtung Anspruch machen, gegen den Vorwurf der Thorheit und des Menschenhasses sich in Sicherheit zu stellen. Jeder Vernünftige muß doch zugeben, daß die vereinte Macht aller Völker auf Erden, wenn auch jedes von einer jakobinischen Rotte dupirt und tyrannisirt würde, gegen Wahrheit etwas auszu-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0048
DFG

richten außer Stande sey; daß diese, vermöge der ihr wesentlichen Unabhängigkeit von Dekreten, Verdrehungen, Spöttereyen, und Verfolgungen, allen Menschen, ja auch den Teufeln, sie mögen von Bergen herab oder aus düstern Löchern ihre giftigen Pfeile hervorschießen, trotze; daß sie immer und aller Orten bleibe, was sie ist, und niemals so wenig in Lüge, oder Irrthum als dieser in Wahrheit verwandelt werden könne. Diese Grundsätze lassen sich ohne die blindeste Thorheit nicht leugnen. Wenn nun zwar denen, die mit Vorsatz oder aus Unwissenheit das Christenthum nicht als wahre Religion anerkennen, und als Aberglauben dasselbe hassen, weil sie es mit eigenmächtigen Behauptungen und Gebräuchen einzelner Partheyen verwechseln, oder gewisse Grundsätze desselben mit Grundsätzen der Vernunft in Wiederspruch finden, zugegeben werden muß, daß sie auf ihre Gefahr Nichtchristen seyn und bleiben dürfen: so handeln sie doch thöricht, wenn sie das Christenthum, dessen Unwahrheit sie schlechterdings nicht beweisen können, (sintemal ihr Leugnen des-

selben auf keinem andern Grunde beruhet, als auf dem Glauben, daß es falsch sey) als falsch verwerfen und von der Erde vertilgt wissen wollen. Denn ist das Christenthum wahr, (die Rede ist nicht vom französischen Christenthum oder wie Franzosen sich das Christenthum vorstellten und noch größtentheils vorstellen) wie es vermöge seiner innern Möglichkeit, Vernunftmäßigkeit, Gottwürdigkeit, Glaubwürdigkeit, und wohlthätigen Wirksamkeit wahrhaftig ist; so sieht ja wohl jeder Vernünftige leicht ein, daß es durch Leugnen und Verfolgen von seinem Wesen und eigenthümlichem Werthe nichts verlieren könne, und daß folglich Diejenigen thöricht handeln, die dennoch von der Raserey einer Rotte sogenannter Philosophen, welche um ihres Höllenplans willen alles, was Tausenden Heilig ist, mit Füßen treten, nachtheilige Wirkungen fürs Christenthum erwarten.

Aber jene erleuchteten Männer handeln auch grausam, und es dürfte ihnen, wie gesagt, schwer fallen, diesen harten Vorwurf von sich abzulehnen. Denn was vermögen sie, wenn das

Christenthum ihren Wünschen nach sänke, an die Stelle desselben zu setzen, das auf die Vervollkommnung, Beruhigung und Stärkung des größesten Theils der Menschen einen eben so wohlthätigen Einfluß haben könnte? Was wollten sie dem Gemeinwesen überhaupt, was dem Bürger und Landmann, was dem Jüngling und dem Greise, was dem Armen, dem Bekümmerten, dem Siechen, dem Sterbenden wiedergeben, wenn nach ihrem Wunsch und durch ihre Mitwirkung das Licht des Evangeliums verlöschte und seine Tröstungen verstummten? Doch wol nicht die französische Philosophie? oder die kalte Spekulation einiger deutschen Vorzüglichen Köpfe? ? — —

Die wahre Philosophie (die man nur izt in Frankreich nicht suchen muß) hat einen großen Werth; und ich mögte, warlich! der nicht seyn, der sie herabzusetzen unternähme. Inzwischen dürfen wir doch wohl, bey aller ihr gebührenden Achtung, kühnlich behaupten „daß sie nie einen so starken Einfinß in die Denkungsart, Meinungen und Lebensweise der Menschen erlangen kann,

als Gewohnheit, Erziehung und Religion; und daß es, bey diesem uns unabänderlichen Zustande der Dinge, unmöglich ist, alle Menschen zu Philosophen zu machen, und so hoch über alle Schwächen und Vorurtheile zu erheben, als einige darüber erhaben zu seyn sich einbilden." Noch mehr: ich trage kein Bedenken, der Welt einen weit schlimmern Zustand, als der gegenwärtige ist, zu weissagen, wenn in denen Gegenden, wo Religion, namentlich Christliche Religion, wenn auch nicht in ihrer größern Reinigkeit, herrscht, die Menschen aller Classen aus Christen in Philosophen verwandelt würden. Ich will nichts von der größern Ausschweifung in Befriedigung der sinnlichen Lüste, als einer natürlichen Folge der freyern Denkungsart, sagen: vom Frieden sey nur die Rede, den man der Welt aus dem Füllhorn der Philosophie verheißt. Ich wiederrathe, dieser Verheißung zu trauen. Die Philosophie läßt nicht nur, sie macht auch Zänkisch, Rechthaberisch, Herrschsüchtig. Das steht nicht zu leugnen, oder man müßte denn die ganze alte und-

neuere Geschichte der Philosophie leugnen. Wie ehemalige Theologen: so die Philosophen. Die Erkenntniß kann die Menschen nicht immer bessern: noch weniger vermags die Vielwisserey, die das Herz läßt wie es ist, und gewöhnlich noch verschlimmert. Wem ist der neidische, bittre, intolerante Haß wol unbekannt, womit der reiche Voltaire den armen Rousseau und mehrere seiner litterarischen Landsleute verfolgte, die es wagten, eine bedeutende Rolle zu spielen, oder seiner Hoheit nicht auf eine kriechende Weise zu huldigen? Tantaene animis coelestibus irae? Nach solchen großen Exempeln zu urtheilen, steht von der Philosophie kein allgemeiner Friede zu hoffen, würde ein Staat von Philosophen der unruhigste, unsicherste und unhaltbarste auf der ganzen Erde seyn, und die verständigern Glieder dürften sich in Kurzem nach dem Frieden der Gesetze und der Religion zurücksehnen. *) —

*) Das Exempel der Neuesten französischen Philosophen ist ebenfalls sehr merkwürdig. Diese

Ich kann nicht unterlassen, noch eine Bemerkung hinzuzufügen, die insonderheit preußische Unterthanen betrifft. Mit Friedrich dem Zweyten waren Manche unzufrieden, ob er gleich Niemanden der Religion oder Irreligion wegen sonderlich inkommodirte: seinem Nachfolger können es Mehrere gar nicht vergeben, daß er sich der Christlichen Religion so ernstlich annimt, und durch das bekannte Edikt der größern Verbreitung sowohl der zubefürchtenden Irreligion als des Sektenwesens in seinen Staaten Grenzen zu setzen für gut befunden hat. Diese dem Könige zustehende Landesherrliche Handlung, die von Vielen in Betracht der Zeitumstände als nothwendig und gemeinnützig gebilligt ward, ist von Andern als unprotestantisch und intolerant getadelt wor-

weisen Leute haben die Anarchie nicht etwa nur durch ihre Thorheit veranlaßt, sondern, um zu ihrem Ziel zu kommen, absichtlich bewerkstelliget. (S. Mounier in der angeführten Schrift.) Warlich, diesen erleuchteten Länderverwüstern ist es zuzuschreiben, wenn die Philosophie bey einem großen Theil des Publikums noch mehr in üblen Ruf kommt.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0054
DFG

den: und sie hat wirklich in gewissen Gegenden der Monarchie eine sehr unpatriotische Kälte erzeugt. Man stellte sich und dem Publikum die Sache aus dem falschen Gesichtspunkte vor, als wenn es auf hierarchischen Geisteszwang und auf Verhinderung des eigenen Denkens über religiöse Gegenstände angesehen wäre; man weissagte die Zurückkehr der ehemaligen Barbarey; man ließ den großen, izt so häufig gemisbrauchten, Luther alle Einschränkungen der Religionslehrer verwerfen und eine in der That unevangelische Lehrfreyheit begünstigen; da man doch, der Billigkeit gemäß, auf die ausdrückliche Erklärung des Königs „daß er sich im geringsten keine Gewissensherrschaft anmaße, und daß es Jedem nach wie vor frey stehe, über religiöse Sachen zu denken, wie er könne und wolle" hätte Rücksicht nehmen, und den unläugbar verderblichen Einfluß in Betrachtung ziehen sollen, der, insbesondre bey dem unter einem großen Theil der Glieder des Geistlichen Standes herrschend werdenden Leichtsinn, von einer uneingeschränkten Lehrfreyheit sowohl auf die Denkungs-

art und Sittlichkeit des Volks als auf die Gesellschaftliche Ruhe und Wohlfarth nothwendig zu befürchten steht. Hitzige Brauseköpfe (die man ohne mein Erinnern von ernsten Untersuchern wohl unterscheiden wird) nahmen es schwer übel, daß ihnen nicht ferner erlaubt seyn sollte, daß Christenthum nach Bahrdtischer Manier zu behandeln, alte ehrwürdige Thatsachen und Lehrsätze zu bespötteln, bloß was sie für Wahr und Gut hielten den Christenversammlungen vorzutragen, (ohnerächtet diese immer das Recht hatten, was sie für Wahr und Gut erkannten, zu erwarten) und vor ihrem Publikum mit erborgtem neuen Lichte zu glänzen. Diese hitzigen Brauseköpfe, und deren Anhänger, giengen zum Theil in ihrem Unwillen so weit, daß sie im Urtheilen den dem Könige schuldigen Respekt aus den Augen setzten, und den lieben Franzosen zu dem sechswöchentlichen Unwetter Glück wünschten, das unsern Ersten Feldzug gegen diese Freyheitshelden verunglücken machte; und daß sie in der Folge den Nachrichten von einigen, auch unbedeutenden, Vortheilen der

Feinde den vollesten und freudigsten Beyfall gaben, unsre und der Verbündeten Siege hingegen auf eine unwillige Art bezweifelten und herabsetzten. —

5. Nicht besser denken die, wie zu hoffen steht, Wenigen, die noch aus andern ähnlichen Gründen mit der Landesregierung unzufrieden und der französischen Revolution hold sind, weil sie in dieser ein sicheres Mittel gegen jene Unzufriedenheit zu finden vermeinen.

Dergleichen Leute muß es nothwendig in jedem Lande geben, weil es schlechterdings unmöglich ist, daß Alle bey rechtmäßigen, geschweige bey thörichten, selbstsüchtigen und unbilligen Wünschen und Forderungen befriediget werden könnten. Wollte der Landesherr jede Bitte gewähren, jede Empfehlung oder Vorschlag annehmen; so würde er öfters, indem er Einen Unterthan zufrieden von sich weggehen ließe, mehrere Andre unzufrieden, ja manchmal Tausende unglücklich

machen. Jeder Verbrecher wünscht, ungestraft zu bleiben; jeder Beamte, der nur einige Zeit in einer niedrigen Stelle mit Beyfall gedient hat, schmeichelt sich täglich mit seiner Würdigkeit, und macht Ansprüche auf eine bessere Versorgung: derer nicht zu gedenken, die schlecht arbeiten, und doch große Begriffe von sich haben und große Anforderungen thun. Wie kann die Regierung alle Verbrecher begnadigen, ohne die gemeine Sicherheit in Gefahr zu setzen? wie kann sie alle Verdiente und Unverdiente, gerade wann und wie sie's wünschen, verbessern? Das ist eine offenbare Unmöglichkeit. Freylich handelte die Regierung, wenn sie nicht that, was sie weder konnte noch durfte, nach dem Urtheil der Unbefriedigten und Leidenden Unrecht: und, wer sollte es denken? es gab wirklich dergleichen Leute, die sich befugt hielten, im Ernst böse zu werden, und in ihrer Bösigkeit eine gänzliche Umkehrung der bestehenden Landesconstitution zu wünschen, da denn doch wol eher noch ein verkannter Ehrenmann zu einem hohen und einträglichen Posten

gelangen könne, und sich mit mehrerer Sicherheit thun ließe, was man wolle. „Wie weit bes„ser — hieß es — würden die heiligen Menschen„rechte in Frankreich anerkannt! wie fielen da „alle die lästigen Banden hinweg, die das Vor„urtheil geheiligt hätte! Unter jenem glücklichen „Himmelsstrich, wo das eine Stück Erde gerade „so viel gelte, als das andre, wo Jeder, wer „nur dreist genug wäre, mitsprechen könnte, wo „die schönsten Begierden täglich so viel Nahrung „fänden, und Niemand durch abergläubische For„men in Befriedigung seiner Lüste behindert wür„de: da verlohnte sichs noch der Mühe zu leben.“ Solche utopische Vorstellungen machten sich wirklich viele Leute von dem neugebohrnen Lande der Freyheit und Gleichheit, und Einige waren Thoren genug, durch den bezaubernden Gesang der Sirene sich hinüberziehen zu lassen, ohne auf die unzähligen Te..gerippe zu achten, die am Gestade hin und her lagen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0059
DFG

* * *

Meine Leser werden sonder Zweifel, ohne daß es einer ausdrücklichen Erklärung bedürfte, schon längst gemerket haben, wie ich meines Orts über die französische Revolution denke. Doch finde ich nöthig, um auch allen Verdacht einer künstlichen Versteckung (als wozu ein Theil des Publikums wegen vielfältiger Betrügereyen sich so sehr berechtigt hält) zu vernichten, hiemit öffentlich meine innigste Herzensmeinung darzulegen, und männiglich zu versichern, daß ich die französische Revolution für eine komischtragische Farçe halte, die von einem erkauften Autor fabriziret und darauf angelegt war, daß durch ebenfalls erkaufte Akteurs der König, ohnerachtet seiner notorischen Unschuld, unter dem Vorwande, die ihm angeerbte Rolle schlecht gespielt zu haben, ermordet werden, und ein Andrer, trotz seiner katilinarischen Unwürdigkeit, das schöne Land heyrathen sollte. Ob ich, nach solcher Erklärung, dies saubre Theaterstück verabscheue? oder vielmehr, ob es allge-

meinen Abscheu verdiene? ist keine Frage. Man erinnere sich nur an die menschenfreundlichen Ankündigungen vorgedachten Autors und seiner hosenlosen Gesellen, dasselbe Stück nach und nach durch ganz Europa, und dann so weiter, zu spielen; man erinnere sich an die listige Fürsorge dieser wohlgeübten Gaukler, damit sie ihren löblichen Zweck desto besser erreichen möchten, durch verkappte Emissarien die Leute aller Orten gehörig darauf vorzubereiten. Warlich, wem das Wohl des menschlichen Geschlechts und insbesondre desjenigen Volks, zu dem er gehört, aufrichtig am Herzen liegt, der kann nicht ohne den schmerzlichsten Unwillen an eine Unternehmung denken, die, wenn sie glückte, nichts anders als allgemeine Trennung der Menschen, unendliche Blutbäder, Hemmung aller nothwendigen Arbeiten und Gewerbe, insonderheit des Ackerbaus und der Handlung, Räuberey, Armuth, Pest, Unterdrückung und Sclaverey zur Folge haben könnte, und muß die Verhärtung derer mit Abscheu betrachten, die alle diese traurigen Wirkungen wohl einsehen, und

dennoch bey ihrem Plane und Wunsche beharren. Die Geschichte stellt politische Revolutionen in Menge auf: aber keine einzige von solcher Gefährlichkeit als die französische, die alle guten Grundsätze vernichtet, worauf die öffentliche Sicherheit, und alle persönliche und gesellschaftliche Wohlfahrt beruhet. Kein Wunder, daß diese Revolution von allen einsichtsvollen Menschenfreunden verabscheuet, und die Bändigung der rasenden Urheber als eine allgemeine Wohlthat gewünscht wird.

Es ist höchst merkwürdig und macht dem menschenfreundlichen Beobachter ungemeines Vergnügen, daß, während in dem unglücklichen Lande der Freyheit und Gleichheit Mistrauen, Uneinigkeit, Unordnung und Elend herrscht, das übrige Europa, (einige hier und da, durch von jenseits herübergesprühete Funken erzeugte, schwache Flammen abgerechnet) insbesondre Deutschland, und vorzüglich Preußen, eines den gallischen Anarchisten ganz unerwarteten, wohlthätigen Friedens

genießt. Der Grund dieser angenehmen, in den Jahrbüchern der Geschichte unverlöschlichen, Erscheinung, namentlich in Deutschland und Preußen, liegt nicht etwa darin, daß den Inwohnern von den französischen Unruhen nichts bekannt geworden wäre; sondern lediglich darin, daß sie der Wohlthat des innern Friedens fähiger sind, theils wegen besserer Einrichtungen, theils wegen des allgemeiner verbreiteten Wohlstandes, theils wegen der immer noch herrschenden Religiosität. Dazu kommt noch eine verhältnißmäßig größere Anzahl von denkenden, gesetzten und wohlgesinnten Männern in allen Ständen, die in ihrem Wirkungskreise zum Gemeinen Besten thätig sind, so daß bis izt für Deutsche und Preußen, bey fortgesetzter pflichtmäßiger Vorsicht und Wachsamkeit, kein hinlänglicher Grund vorhanden zu seyn scheint, ähnliche ins Große gehende Verirrungen und Unruhen zu fürchten.

Ich wünsche nicht, daß nach, wie wir hoffen baldgeendigtem Kriege, über die Deutschen und

Preußen, die etwa bekannt werden sollten, daß sie für die französische Revolution gewesen sind, harte obrigkeitliche Ahndungen verhängt werden mögen. Denn so sehr auch die berüchtigten Klubbisten, als muthwillige Friedensstörer und Volksverführer, strenge Strafe verdienen: so ist es doch so schön, Irrenden verzeihen und auf den rechten Weg sie zurückzubringen; und vielleicht dürfte Mancher durch harte Behandlung, anstatt gebessert, erbittert und in seinem Irrthum bestärket werden. Es steht auch, wenigstens von der Milde unsrer Regierung, zu hoffen, daß die bekanntgewordnen Franzosenfreunde, falls sie ihren Irrthum reuig einsehen und sich bessern, Verzeihung erhalten werden. Inzwischen bleibt es doch immer äußerst befremdend, daß Deutsche, und auch preußische Unterthanen, für die französische Revolution seyn konnten und zum Theil noch bis auf diesen Augenblick seyn können. Die Rede ist hier nicht von unwissenden Gliedern des Großen Haufens, sondern von Leuten, die ihrem Stande, ihrer Erziehung, und ihren Studien

nach für einsichtsvoller gehalten werden, und die zum Theil selbst zu Lehrern der Unwissenden, zu Beförderern der Ordnung und der gemeinschaftlichen Glückseligkeit bestellt sind.

Fiel ihnen denn nie das abstechende Verhältniß ein, worin die französische Nation, in Ansehung des herrschenden Charakters, gegen die Deutsche steht? Das muß doch selbst der wärmste Kosmopolit zugeben, daß die Eingebornen Frankreichs im Ganzen feuriger, leichter, beweglicher, und also auch veränderlicher, ich will nicht sagen, leichtsinniger sind als die Deutschen; daß sie, als Solche, ohne Mühe aus einem Aeußersten ins Andre rennen, z. B. von leidenschaftlicher Liebe und sclavischer Unterwürfigkeit gegen ihre Obern zum grausamen Haß leicht überspringen. Ich will des bösen Rufs nicht erwähnen, worin die alte Frankennation, von welcher die dermalen größestentheils in Anarchie begriffene abstammt,

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0065
DFG

in der Geschichte steht. *) Mich dünkt, es ließe sich doch in einer, öftern vulkanischen Ausbrüchen ausgesetzten, obgleich übrigens reizenden Gegend nicht gut wohnen, und es wäre klüger gehandelt, seine Hütte unter Menschen zu erbauen, die, wenn ihnen auch jene gefallende Tünche feiner Worte und Sitten mangelt, einen reichen Fond von Biederkeit und vester Zuverläßigkeit haben. Wir wollen damit nicht behaupten, daß unter den Franzosen keine gesetzte, biedre Menschen zu finden seyn, Menschen, die durch Einsichten, Erfahrungen und Tugenden ehrwürdig, nach vesten Grundsätzen handeln, und in ihren Worten und Zusagen sicher sind; eben so wenig, als unter den Deutschen, oder in Deutschland Aufgenommenen, gar keine leichtfüßige, sinnliche, ungewisse, betrügerische Leute. Aber wieviel jener Biedern dürft ihr hoffen unter einem Volke zu finden, das, außer der Flüchtigkeit seines Geblüts, früher als die Deutschen, noch mehrere Feinde hatte,

*) S. Schmidts Geschichte der Deutschen. Zweyter Band. S. 140.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0066
DFG

die es verdarben? ich meine die unzählbare Menge Theaterdichter und Romanenschreiber, die den Geist der Nation in beständiger Unmündigkeit erhielten und ihm Ekel an ernstem Nachdenken beyzubringen suchten. Sollten dergleichen theatralische und romantische Menschen Lehrer, Vorbilder und Gesetzgeber der Deutschen seyn??

Die unter den Deutschen der Französischen Revolution immer noch hold sind, müssen wol keine Kenntniße von den großen Uebeln haben, oder mit Vorsatz keine Rücksicht darauf nehmen, die hauptsächlich seit dem Vierzehnden Ludewig, von Frankreich aus über Deutschland sich verbreitet haben.

Unbekannt können unmöglich, wenigstens dem Sohn eines Gelehrten, dem Völkerkundigen, und dem Lehrer der Jugend, die verächtlichen Behandlungen und barbarischen Verwüstungen seyn, die jenes stolze Land gegen unsre Nation sich erlaubt

hat. Waren nicht die Städte Worms und Speyer unter den unglücklichen, die der unvergeßliche Kleine Ludewig in Aschenhaufen verwandelte? Und doch konnten Wormser und Speyrer in ganzem Ernst französisch denken, konnten ihre Mitbürger zur Treulosigkeit gegen ihre rechtmäßige Landesherren verführen und sogar zwingen wollen? — Und was sind die Deutschen immer noch in den Augen der Franzosen? Stumpfsinnige, schwerfällige Barbaren, die wohl zu trinken und zu reiten wissen, aber nicht zu denken, die schlechterdings keinen Witz haben, und deren Geisteswerke gegen die ihrigen in garkeine Betrachtung kommen. Freylich sind wir zum Theil Selbst Schuld daran, daß uns die Franzmänner so verächtlich behandeln. Sie kamen nicht zu uns: wir liefen zu ihnen hin. Um Weisheit und Sitten zu holen, rannten wir nach Paris, wie die Römer nach Athen reisten, obwol mit etwas ungleichem Gewinnst. Windige Vielwisser, hüpfende Kleinmeister, sogar Leute geringen Standes, zum Theil wo nicht ohne, doch mit zerrissenen Hosen, an der

Seine verachtet, baten wir inständigst, unsern Kopf innerlich und äußerlich in Ordnung zu bringen, uns Verbeugungen machen zu lehren, unsre Kleider zu nähen, unsre Speisen zu kochen, unsre Kinder zu bilden, und unsre Abgaben in Empfang zu nehmen: kurz, wir gaben uns die Miene, als wenn wir zu allem Guten untüchtig wären, und ohne die französische Vormundschaft gar nicht ferner existiren könnten. Solche gutherzige Bedürftigkeit und Zudringlichkeit von unsrer Seite mußte ja wohl die Gallischen Köpfe mit tiefer Verachtung gegen uns erfüllen. Und diese Verachtung, obgleich diesseits des Rheins die Gallomanie schon seit mehrern Jahren merklich nachgelassen hat, dauert noch bis auf diesen Augenblick fort. Ist es nun wol Klug von Deutschen, wenn sie einer Nation, die uns ehedem so sehr beleidiget hat und die immer noch mit stolzen Augen auf uns herabsieht, ihr Zutrauen schenken, ihren schmeichelhaften Bürgerdiplomen, ihren täuschenden Bruderküssen, und ihren pralenden Versprechungen Glauben beymessen?

Es ist in der That schwer zu begreifen, wie Deutsche bis auf den heutigen Tag an der französischen Revolution Geschmack finden können, da dieselbe doch gar nichts Reizendes hat, vielmehr von Abscheulichkeiten, Fehlern und Sottisen strotzet.

Unmöglich können verständige und wohldenkende Männer einem Architeckten ihren Beyfall schenken, der, unter vielem Geräusch und prahlenden Lobpreisungen seiner Kunst, ein weitläuftiges und hohes Gebäude aufführt, aber theils einen so schlechten Grund gelegt theils die einzelnen Stücke so unsicher verbunden hat, daß es alljährlich Hauptreparaturen bedarf und bey nur etwas starkem Winde den Bewohnern über den Köpfen zusammenzustürzen drohet. Alle im Innern und Aeußern verschwendete Verzierungen, alle noch so reizende Gruppen von Göttern und Göttinnen, alle Ehrfurcht gebietende Symbole von Tugenden und Kräften, vermögen nicht, den Prahler gegen die Verachtung der Kenner zu schü-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0070
DFG

tzen. Wie ist es möglich, bey der auffallenden Ungeschicklichkeit der Neufränkischen Architeckten, ihr Werk zu loben und mit Wohlgefallen dabey zu verweilen? Weisere Einländer haben ihr Mißfallen über das grundlose Machwerk schon laut geäußert; und in der That ist wohl nie ein politisches Gebäude so geschickt zum Einsturz und zur Vernichtung angelegt worden, als dieses. Schon das hat man mit Recht getadelt, daß die einsichtsvollen Bauherrn, als da sind gewesene Comödianten, Stallmeister, Fleischhauer, Kutscher, Krämer, Prediger, Advokaten, Doctors, Capuziner, und dergleichen mehr, nach äußersten Principien und Grundsätzen der Vernunft suchten, darauf ihre neue Constitution errichteten, und Positives ganz und gar nicht laßen noch benutzen wollten; womit sie den Saamen zu unendlichen Fehden und Trennungen ausstreuten. Noch dazu sind beynahe alle Grundsätze, von denen sie ausgingen, und die insbesondere von den unglücklichen Verbesserern des Gebäudes ergriffen wurden, in hohem Grade streitig, so daß einem dauerhaften

Frieden der Weg auf immer versperrt und sowohl bösgesinnten und misvergnügten Bürgern als fremden Mächten die bequemste Gelegenheit zu beliebiger Störung der Ruhe gegeben ist. Wohin vor andern die äusserst gefährliche Lehre gehört „daß „es dem Volke, als dem Souverain, immer frey „stehe, seine Constitution zu ändern, wenn es „wolle.“ Die Robespierres und Consorten werden nicht ermangeln, im Fall die Monarchie nicht wieder hergestellt werden sollte, so oft es ihr Interesse erfordert, das Volk wie zeither zu erklären, Haufen armer und starker Vorstädter in Wirksamkeit zu setzen, die ihnen misfälligen, begüterten Bürger zu ermorden, und so lange zu bessern, bis nichts mehr zu bessern übrig ist.

Wie aber haben die philosophischen Architeckten ihr neues Gebäude verziert? — Wendet eure Augen weg, ihr Menschenfreunde! der Anblick ist unerträglich. — Mit Blut haben sie es inwendig und auswendig bemahlt: mit dem Blute ihres Königs, mit dem Blute ihrer Brüder, mit dem Blute unschuldiger Kinder. Die Unmen-

schen, indem sie vorgaben, Tyrannen zu bekämpfen, haben selbst die abscheuliche Rolle afrikanischer Negerdespoten gespielt, die einen Thron von Menschenschedeln errichten und sich drauf setzen.

Waren denn die Mordscenen in Paris und in andern Städten Kleinigkeiten? Ist es denn für nichts zu achten, wenn an Einem Tage Zehn Tausend Menschen und drüber erwürget werden? Der größeste Theil des Publikums hat diese Kannibalische Unthaten mit Unwillen und Entsetzen gehört: sollten sie nicht allen Deutschen und Preußen entsetzlich, verabscheuungswürdig gewesen seyn?

Wir wollen einmahl annehmen, daß die französische Revolution auf Freyheit abzwecke: genießt denn nicht schon Deutschland, und namentlich Preußen, das Glück, wonach Frankreich erst strebt? und ist es also nicht sonderbar, wenn dennoch Deutsche und Preußen jene Revolution ihrem Vaterlande anwünschen?

Die Begriffe, die wir uns von Freyheit machen, müssen freylich von den Neufranzösischen sehr verschieden seyn, weil wir über Sclaverey zu klagen nicht Ursach haben, und die nothwendigen Einschränkungen und Beschwerden, die das Gesellschaftliche Zusammenseyn überhaupt, und diese und jene Regierungsform insbesondre erfordert, um des Gemeinen Bestens willen gern genehmigen. Freyheit nach Französischen Begriffen ist offenbar etwas anders, als Deutsche Freyheit: sie grenzt nahe an den Zustand der wilden Thiere, und würde, wenn sie je in einem Lande eingeführet werden sollte, Verthierung der Menschen zur unausbleiblichen Folge haben. Wir mögen also die Französische Freyheit nicht; und lassen uns, wie gesagt, unter dieser Regieruug gern einige Unbequemlichkeiten und Lasten gefallen, um auch an unserm Theile zur Erhaltung einer Staatsverfassung beyzutragen, die zwar, wie alles Menschliche, nicht ohne Mängel seyn kann, doch aber jedem Gliede des Gemeinen Wesens, das nicht aus den Schranken der Ordnung weicht und seine

Pflicht thut, mit weiser Kraft den Genuß seiner sämmtlichen Rechte sichert. *) In Deutschland war es, z. B. dem Reichen bisher erlaubt, reich zu seyn; und ob es wohl dem Armen nicht verwehrt werden konnte, den Reichen zu beneiden, so durfte er es doch nie für erlaubt halten, noch, ohne der gesetzmäßigen Strafe sich auszusetzen, es wagen, an dem Ueberflusse des Reichern sich zu vergreifen. Die Religion, die ihrer Natur nach weiter wirkt als das Gesetz, sorgt dafür, daß der Arme den Reichern nicht bestehlen will, und daß auch auf der andern Seite Letzterer sein Gut auf eine ungerechte Art mit dem Schweiße des Erstern zu vermehren verabscheuet. Soll es nicht ferner so seyn? oder wollt ihr lieber eine Freyheit begünstigen, die durch schwärmerische Uebertrei-

*) S. die vortrefliche Schrift von Brandes: Ueber einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland. 1792. Desgleichen, die Gr. Herzbergischen Abhandlungen; insbesondre die „daß die preußische Regierung nicht despotisch sey."

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0075
DFG

bung der natürlichen Menschenrechte alle Rechte, sowohl die natürlichen als die förmlichen, aufhebt, und durch Leichtsinn und Sinnlichkeit alle edle wohlthätige Humanität und Religiosität in den Herzen der Gesellschaftsglieder erstickt?

Die Sicherheit und Ruhe, die wir dermalen genießen, sind doch, wahrlich! keine so geringe Güter, daß man ohne Bedenken sie stören, oder ihre Störung auch nur wünschen dürfte, in Hinsicht auf gewisse große, allgemeiner zuverbreitende Vortheile.

Dergleichen Wünsche und Entwürfe werden durch philosophische Sentenzen „daß alles, was „geschehe, gut sey; daß der Krieg die Kräfte des „Ganzen mehr entwickele, hebe, und den schnellern Umsatz nützlicher Kenntnisse befördere; daß „man bey guten Zwecken auf die nächsten Wirkungen oder partielle Nachtheile nicht sehen müsse" und andre mehr, nicht gerechtfertiget: sie bleiben was sie sind, und wenn gar Privatrache,

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0076
DFG

oder Ehrgeiz, oder Eigennutz sie erzeugt, was sind sie dann? Sowie es feige Trägheit verräth, wenn man nicht streitet, im Fall die Pflicht es erfordert, für Sicherheit und Ruhe, oder für Wahrheit und Unschuld, zu streiten: so zeigt es auf der andern Seite einen sehr unverständigen und menschenfeindlichen Leichtsinn an, wenn man ohne Noth Fehden und Unruhen sucht, oder wünschet. Der Friede muß überall Zweck des Krieges seyn: wozu also Krieg, wenn wir das Glück des Friedens genießen, und wenn keine drohende Gefahr der Störung desselben vorhanden ist? — Und innerer Krieg, gewaltthätige Spaltung unter Bürgern, die um desto hartnäckiger und verderblicher zu seyn pflegt, jemehr persönliche Feindschaften und Privatabsichten zu der Einen Streitmaterie hinzukommen: ist das etwa ein unbedeutendes Uebel, das mit kaltem Herzen herbeygewünscht werden dürfte? ist es nicht vielmehr in mannigfaltiger Rücksicht ein Uebel der Ersten Größe, das man durch stille ausharrende Geduld, durch tapfre Selbstverleugnung, durch weise Auf-

opferungen, und durch unabläßige Ermahnungen zur Liebe und Eintracht zu verhüten suchen muß? zu dessen Verhütung ein Jeder, wer irgend Einfluß hat, das Seinige beyzutragen verpflichtet ist, insonderheit die Lehrer der Liebe, die Boten des Friedens? Aber, wenn unter Diesen sogar Pflichtvergessene waren, die sich nicht entblödeten, ihre Gemeinen zum Mistrauen und Ungehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit zu verleiten, oder in Gesellschaften die nichtswürdige Rolle der Freyheitsapostel zu spielen: waren und sind Solche nicht doppelter Streiche werth? *) — Ueberhaupt scheinen sich Manche von den Vortheilen des Krieges sehr falsche Vorstellungen zu machen, welche um so mehr verbessert werden müssen, je wichtiger der Gegenstand ist, den sie betreffen. So viel ist meines Ermessens sehr klar: Wir sind von der weisen Vorsehung mit den zum Kriege nöthigen

*) Es sey mir erlaubt, auf die kleine Schrift hinzuweisen: Wie hat sich der Prediger bey bürgerlichen Revolutionen zu verhalten?

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0078
DFG

Trieben und Kräften ausgerüstet, wir sind aber gewiß nicht zum Kriege geschaffen. „Wir sind „vielmehr für den Frieden geschaffen, welcher als „der Pflegevater jeder wohlthätigen Wirksamkeit, „billig das Meisterstück der Vernunft und das Ziel „menschlicher Seligkeit genannt werden mag.“ *)

Endlich, ist denn der Eid der Treue, den die Deutschen und preußischen Unterthanen, die es mit den Franzosen halten, ihren Landesherrn geschworen haben, Kleinigkeit? oder ist er's vielleicht ihnen schon? Es wäre ein Beweis mehr von den verderblichen Folgen der Falschen Aufklärung.

Auch ohne Eid müssen Verträge gehalten werden: wie vielmehr, wenn sie durch religiöse Versicherung geheiligt sind! Es steht bey uns, Andern etwas (Mögliches und Erlaubtes) zu ver-

*) S. Müllers Darstellung des Fürstenbundes, S. 86.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0079
DFG

sprechen, das wir leisten wollen: aber nicht, unser Versprechen nach Willkühr zu erklären. (z. B. dem Ehegatten nur soviel wie möglich treu zu bleiben: welches die Lehre eines neuern, freylich weiland sehr immoralischen, Moralisten ist.) Wollen wir in einem Lande wohnen, und unter dem Schutze der Obrigkeit unser Gewerbe treiben, oder ein Amt verwalten, oder auch ohne bestimmte Geschäfte bloß unsre Güter genießen; so müssen wir der Obrigkeit d. i. dem Machthabenden Repräsentanten der sämmtlichen Landes- oder Stadtbewohner, den Eid der Treue leisten, und dürfen, falls wir nicht gutwillig wollten, um des Gemeinen Bestens willen durch Androhung des Verlustes der Gesellschaftlichen Rechte und Vortheile, dazu gezwungen werden. Dann aber sind wir verpflichtet, was wir versprochen haben, pünktlich zu halten; gesetzt auch, daß es uns schwer fiele, und sogar, wenn die Obrigkeit in diesen und jenen Stücken fehlte. Denn die Fehler unsrer Vorgesetzten, ob sie uns wohl den Gehorsam erschweren, sprechen uns schlechterdings

nicht von der Verbindlichkeit los, in rechtmäßigen Dingen zu thun was sie befehlen. Es steht uns frey, wenn wir meinen, daß uns zuviel geschehe, bescheidne Vorstellungen bey der Behörde zu thun: aber auch selbst dann, wenn wir nicht gehöret würden, müssen wir als gute Bürger, noch mehr als Christen, wenn wir's sind, das Unrecht lieber mit stiller Ergebung und Hoffnung erdulden, als zu gewaltthätiger Selbsthülfe oder zu heimlicher Rache uns berechtiget halten.

Mit dergleichen einfältigen Grundsätzen darf man freilich nicht hoffen, einem großen Theil der Zeitgenossen sich sonderlich zu empfehlen; inzwischen möchten doch wol die entgegengesetzten, die dermalen von Einigen in Lauf gebracht werden, in der Probe verlieren und von einem nicht minder großen Theil nüchterner Menschenfreunde mit Abscheu verworfen werden. Wir können nun einmahl in dem gegenwärtigen Zustande der Schwachheit so wenig Irreligiosität als Leichtsinn und Laster vertragen. Unsre Natur und unsre

Gesellschaftliche Verbindung erfordert schlechterdings Glauben an ein Höheres, obgleich uns unbegreifliches, Wesen, von dem wir sind, von dem wir alles haben, von dem unser Wohl auch nach dem Tode abhängt, und Tugend oder, wenn man lieber will, Ordnung, innere und äußere; die ohne jenen Glauben allerdings gedacht werden und vielleicht statt haben kann, von demselben aber absichtlich gewirkt, kräftig erhalten und allgemeiner ausgebreitet wird. Wir wollen nicht leugnen, daß mit einer dichterischen Einbildungskraft ein Zustand ohne die Bedürfnisse des Glaubens und der Tugend sich denken lasse: da wir aber vernünftigerweise die Menschen nehmen müssen, wie sie sind, so ist es auch vernünftig, sie nach ihrer Natur zu behandeln, und sie aus Liebe bey ihren nothwendigen Bedürfnissen der Religiosität und Tugend (wie der körperlichen Nahrung) gegen diejenigen zu schützen, die sie in den wiedernatürlichen Zustand der Irreligiosität und Untugend versetzen wollen, und es kann also jenen nüchternen Menschenfreunden billigerweise nicht

verübelt werden, wenn sie der Falschen d. i. der Französischen Aufklärung alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen suchen. Denn sollte diese Aufklärung sich auch nur vorerst über unsern Erdtheil verbreiten, so würde in kurzer Zeit eine allgemeine Verfinsterung mit allen ihren furchtbaren Folgen entstehen.

* * *

Ich unterwerfe, was ich bisher aus der Fülle meines Herzens, wie ich's mir bewußt bin, zum Gemeinen Besten gesagt habe, gern dem Urtheil der Leser. Finden Einige hin und wieder die Wahrheit zu nackt und die Sprache zu hart; so mögen sie's mir verzeihen, und die hier wiederhohlte Versicherung annehmen, daß meine Absicht nicht war, irgend Jemand zu beleidigen, und Betrübte noch mehr zu betrüben. Doch giebt es eine Betrübniß zur Besserung, die zur Freyheit und Freude führt: und diese auch nur bey Wenigen bewirkt oder veranlasset zu haben,

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0083
DFG

wäre eine sehr schätzbare und angenehme Schadloshaltung für unbillige oder spöttische Urtheile, welchen der furchtlose Wahrheitsfreund dermalen schwerlich entgehet. Wer solche Urtheile nicht vertragen kann, der schweige, und hüte sich ja, zur Besserung des Zeitalters mit einigem Eifer beytragen zu wollen. Izt ist die Zeit des Eifers für Ordnung, für Wahrheit, für Gesellschaftliche Glückseligkeit, die noch nie in solcher Gefahr standen als izt. Wer Gutes wirken kann, muß das Uebel nicht scheuen. „Schlagt zu" — muß er zur Rechten und Linken hinrufen können — „aber höret nur"! Der Mann, der dies zuerst sagte, wurde gehört, und sein Vaterland gerettet. In Frankreich darf dermalen kein Gutgesinnter, gehört zu werden, hoffen, eher noch in den Provinzen als in der Königsmörderischen Hauptstadt: in unserm glücklichern Vaterlande dürfen die Freunde desselben, bey der dem Nachdenken so günstigen Stille, Aufmerksamkeit, Prüfung und Beherzigung mit Grunde erwarten.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0084
DFG

Es sey mir erlaubt, nur noch ein Paar Worte hinzuzusetzen, deren Beherzigung ich insonderheit gewissen ängstlichen Zeitgenossen empfehle, die in der Unterdrückung der Bösen Gefahren für die Guten sehen. Es ist nemlich, wie mich dünkt, eine ganz überflüßige Furcht „daß die verbündeten Mächte, die izt das verführte Volk der Freyheit bestreiten, wenn sie (wie höchst wahrscheinlich ist und Jeder wünschen muß) endlich die Oberhand behielten, falls sie es auch bisher nicht gethan hätten, ihre Unterthanen despotisch beherrschen würden.“ Ja, es ist noch mehr: es ist Beleidigung für die edlen Fürsten, die als Väter von dem größesten Theil ihrer Unterthanen geliebet werden. Die jene Furcht hegen und äußerten, müssen nothwendig gedachten Fürsten (sowie auch andern europäischen Regenten) und deren sämmtlichen Ministern wenig Klugheit und Menschenliebe zutrauen, und ihnen die Fähigkeit oder den guten Willen absprechen, von dem warnenden Exempel Frankreichs eine

fruchtbare Nutzanwendung zu machen. Denn wenn auch dermalen, wie man wol sicher annehmen kann, nur ein höchst kleiner Theil deutscher und preußischer Unterthanen, einländische Unruhen wünscht; so könnte doch, falls über kurz oder lang die Regierungen von ihrer Gewalt einen wirklich tyrannischen Misbrauch zu machen unglücklich genug wären, der leidige Jakobinismus auch außerhalb Frankreich erwachen, und im Schutz der Finsterniß sein Wesen treiben. Man hat ja Erfahrungen, in welche unschuldige Hüllen die List sich zu verstecken weiß; und je mehr Noth, desto mehr List. Es lassen sich doch nicht alle Unionen, Gesellschaften, und Klubbs verbieten; noch weniger können und dürfen alle Besuche, Reisen, und Correspondenzen verhindert werden.

Wir Andern sehen das alles wohl ein: ist es nicht Beleidigung für unsre Fürsten, solche Einsicht ihnen weniger zuzutrauen? Sie werden zuverläßig bleiben, was sie sind, Väter ihrer Völker. Sie werden ihre Unterthanen weder Selbst tyranniſiren, das heißt, bloß nach Einge-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0086
DFG

bungen der Laune, oder der Habsucht, oder der Grausamkeit, oder aus was für einem bösen Grunde es sey, mishandeln; noch von Andern, von Günstlingen, Unterbedienten, und dergleichen mehr, wissentlich tyranniſiren lassen. Sie werden denselben die zutragenden Lasten, soviel ohne Nachtheil des Ganzen und ohne Verletzung bestehender Rechte geschehen kann, möglichst erleichtern, und etwanige Misbräuche allmählig abstellen. Sie werden, aus Liebe zu ihren Kindern, der Wahren Aufklärung, die in weisen Händen Segen für jedes Land ist, keine Grenzen setzen, und Jedem den wohlthätigen Genuß der Wahrheit vergönnen; sie werden aber auch, aus demselben Bewegungsgrunde, der Falschen Aufklärung, die alle Religion verspottet, die den Bekümmerten und Elenden den stärksten Trost raubt, die nicht bessert, vielmehr den Charakter und die Sitten verdirbt, die Glieder der Gesellschaft trennt vom Haupt und unter einander, und sowohl das persönliche als das Gemeine Beste in Gefahr setzt, ihren Beyfall und Schutz versagen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0087
DFG

Kritik

der

reinen Unvernunft,

entwickelt

an den Begebenheiten

der Revolution in Frankreich,

und

in dem Reiche der Weiber.

Von

dem Verfasser der Isabella Isenbeil.

Thorn,

bey Vollmer, 1794.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0089

DFG

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1728629926/phys_0090
DFG

Vorrede.

„Von dem Verfasser der Isabella Isenbeil! Hm! Wer ist denn diese Isabella? Sie ist uns gänzlich unbekannt!“ Desto besser, meine Herren Kritiker! so haben Sie einen Knochen, woran Sie, nach Gutbefinden, nagen können. Und das war denn unsere Absicht.

Wir können unsere Verwunderung über die neue Mode nicht bergen, welche die Herren Recensenten zeither angenommen haben: unsern geliebten Amtsbrüdern spöttische Vorwürfe darüber zu machen, wenn dieselben, statt ihren Namen anzuzeigen,

sich als Verfasser eines Buchs (welches aber von Rechtswegen aus dem Romanengeschlechte seyn muß) nennen, wovon den Herren Recensenten noch nie etwas zu Ohren gekommen ist. Wessen ist denn diese Schuld? Doch offenbar des Recensenten! Warum bekümmert er sich nicht besser um die litteratur? Wir thun das unsrige: wir schreiben die Bücher. Was können wir dafür, wenn sie niemand lieset? Man kann doch von uns nicht verlangen, daß wir unsere Geisteskinder den Herren Recensenten eigenhändig ins Haus bringen sollen. Dazu haben wir zu viel zu thun; auch befinden wir uns in ihrer Gesellschaft gar so wohl nicht, daß wir nicht suchen sollten, sie so viel als möglich zu vermeiden. Die Herren kommen uns daher mit ihrem zweideutigen Betragen gerade so vor, wie ein Mensch, der neben einer schattigten Eiche in der Sonnenhitze schmachtete, und hernach über den Schatten schmählen wollte, daß er ihn nicht erquickt habe. Freund,

zanke

zanke mit dir selber! Warum bist du nicht hingegangen?

Um aber den Herren Recensenten nicht bloß Vorwürfe zu machen, sondern sie zugleich auch zu belehren, so nehmen wir hier Gelegenheit, die Quelle anzuzeigen, woraus die Gewohnheit, sich als Verfasser einer schon ans Licht gestellten Schrift zu nennen, bei uns, meinen Herren Amtsbrüdern, in mir meistentheils entspringt. 1) Wenn wir schon irgend ein Werk in die Welt geschickt haben, so sind wir — und das kann uns niemand wehren, denn es ist ein Recht der Menschheit! — in unserm Herzen überzeugt: daß dasselbe die höchste Vortrefflichkeit, wo nicht übertroffen, doch wenigstens erreicht, und also den Ruhm seines unbekannten Urhebers gegen alle vier Winde ausgebreitet habe. Einem neu auszustattenden Kinde wissen wir daher nichts bessers mitzugeben, als ein Beglaubigungsschreiben, woraus die Welt sehen

kann,

kann, daß dasselbige mit dem vorigen einerlei Vater habe. 2) Zuweilen fehlt es uns freilich an diesem edlen Selbstbewußtseyn, und wir wollen durch den Titel unsers Werks alsdann nur zeigen, daß wir bei demselben nicht die ersten Federn zerkaut haben; welches doch immer schon ein gewisses Ansehn giebt, und eine Art von Zutrauen erweckt (ausgenommen bei den Gänsen, wofern unser voriges Werk noch sehr neu ist; denn diese fürchten alsdann mit Recht, daß ihren Flügeln auch für die Zukunft von unserer Hand noch manche Gefahr drohe). 3) Nicht selten ist unsere Absicht, das gründliche Studium der Wissenschaften und insbesondere der litteratur, zu erwecken und zu erhalten. Nichts ist schändlicher für die wahre Gelehrsamkeit, als der Dünkel, schon alles zu wissen. Nennen wir uns nun als Verfasser solcher Schriften, welche die gelehrten Herren nicht kennen, so werden sie dadurch aus ihrer stolzen Einbildung aufgeschreckt und lernen einsehen,

hen, wie viel ihnen in der gelehrten Welt noch unbekannt sey.

Dieses lezte ist der Zweck bei dem Titel gegenwärtiger Schrift, wie wir in unserer Kritik der Büchertitel, die schon unter der Presse seufzt, beweisen werden. Unsere Isabella Isenbeil ist ein Panzer- Speer- Helm- Mord- und Minnereicher Roman, worüber uns die Welt im Stillen hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wetten aber hundert gegen eins, daß die undankbaren Recensenten ihn nicht kennen werden, ob er gleich lauter Scenen aus den Zeiten der Vehmgerichte enthält.

Ueber die gegenwärtige Schrift nur zwei Worte! Es giebt ein Ungeheuer in der Welt, was die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft mit Füßen tritt. Despotismus ist sein furchtbarer Name. Er ist gedoppelt: Despotismus der Fürsten und Despotismus des Volks. Die französische

Revo-

Revolution hat Gelegenheit gegeben, daß der Unwille gegen den erstern laut geworden ist. Aber die meisten Eiferer (Eifer macht nicht selten blind) betragen sich so, daß sie den lezzern, noch weit schlimmern, auf den Thron setzen, indem sie den erstern herabzustürzen trachten. Wir haben nicht unterlassen können, diese für die Menschheit schreckliche Inkonsequenz einmal nach unserer Art zu beleuchten; da unsere heißesten Wünsche jeden Menschenfreund begleiten, der seine Kräfte aufbietet, den Despotismus zu bekämpfen, ohne einen noch ärgern wieder einzuführen.

Eine, der französischen völlig ähnliche Revolution (ihr Symbol sind ebenfalls die Wörter: Freiheit und Gleichheit) ist uns auch in dem Reiche der Weiber von einigen Schriftstellern angedrohet. Diese Schriftsteller wollen die Weiber durchaus den Männern gleich machen: gleich am Verstande, gleich an Tiefsinn, gleich an

Festig-

Festigkeit und Stärke des Charakters, gleich an allem; nur nicht gleich dem Leibe nach. (Es ist übrigens zu verwundern, warum man nicht versucht, sie schon jezt auch dem Leibe nach den Männern völlig gleich zu machen; denn daß es am jüngsten Tage geschehen werde, haben wir neulich aus einer theologischen Dissertation ersehen.) Es hat nun zwar mit dieser Revolution nicht recht gelingen wollen; indessen ist sie doch ausgebrochen und hat uns ein Lächeln abgenöthigt. Denn wir sind mit Rousseau der Meinung, die wir uns gegen jederman zu behaupten getrauen: daß die Vollkommenheiten der Männer und die der Weiber inkommensurable Größen sind, daß das eine Geschlecht zur Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft eben so viel beiträgt, als das andere, daß das eine in seiner Art eben so vollkommen ist, als das andere, und daß also, im Ganzen betrachtet, weder dem erstern noch dem leztern ein Vorzug vor dem andern zugeschrieben werden kann;

kann; womit es aber gar nicht streitet, wenn man annimt, daß jedes Geschlecht das andere an einigen einzelnen Vollkommenheiten übertreffe.

Durch dieses aufrichtige Bekenntniß glauben wir theils unsere Achtung für das schöne Geschlecht an den Tag zu legen, theils auch einer vielleicht zu besorgenden Verwirrung vorgebeugt zu haben. Wenn jemand über die Art und Weise lacht, wie ein Andrer eine gewisse Sache vertheidigt; so glaubt die Welt nur gar zu leicht, er spotte über die Sache selbst.

Quod erat demonstrandum.

Der Verfasser.

Einlei-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0098
DFG

Einleitung.

Es ist bereits eine geraume Zeit verflossen, seit welcher in der Welt Philosophen existiren. Denn sie schreiben sich, unsers Wissens, von Hiob her, der Leibnitzens Vorgänger war, und wie Herr Kant irgendwo versichert, eine Theodicee verfasset hat, die alles, was sich über diese Materie sagen läßt, dergestalt erschöpft, daß sie als die erste und letzte Theodicee anzusehen ist. Seitdem aber Philosophen in der Welt sind, hat man ohne Unterlaß daran gearbeitet, die mit Vernunft begabte Wesen auf der Erde vernünftig zu machen. Man hat Seminarien und Philanthropine angelegt (wovon sich schon zur Zeit des Propheten Samuels Beispiele finden; denn was waren die Prophe-

tenschulen anders?); man hat Universitäten errichtet; man hat Bücher geschrieben (immer in der Absicht, seine Mitbrüder weiser, besser, gelehrter zu machen, oder ihren Geschmack zu bilden, wie man aus der Vorrede der meisten Bücher ersehen kann), man hat die finstere und strenge Methode versucht, und hat das Alphabet aus Zucker gebacken, um durch den Magen einen Weg in den Kopf zu finden. Aber mit welchem Erfolge das alles?

Es ist in der That eine Erscheinung, die, wofern ihre traurige Gestalt nicht zu abschreckend ist, alle Aufmerksamkeit verdient: daß, ohngeachtet aller nun bereits uralten Bemühungen der Philosophen, doch nur noch sehr wenige Menschen vernünftig geworden sind. Ich ziehe daraus den Schluß, der sich von selbst anbietet: daß es mit der reinen Vernunft des Menschen schlecht genug bestellt seyn müsse. Dies wird überdem zum Ueberflusse durch die Untersuchungen bestätigt,

die

die Herr Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft angestellt hat. Er zeigt darin deutlich, daß mit diesem Vermögen eigentlich gar nichts anzufangen ist. Es kann dasselbe für sich allein, ohne Hülfe der Anschauungen keinen einzigen Gegenstand erkennen. Wie viel weniger wird es also hinreichen, etwas Gutes wirklich hervorzubringen! Denn zwischen dem Erkennen des Guten und dem Wirklichmachen, welch eine Kluft ist da befestigt!

Plato hat gezeigt, wie eine Republik eingerichtet werden müsse, wenn sie der reinen Vernunft gemäß seyn soll. (Denn wenn man die platonische Republik, wie einige thun, für eine Allegorie halten und auf die Oekonomie der Seele deuten will; so ist das eben so willkührlich und unerwiesen, als wenn einige glauben, Moses habe unter dem Genusse der verbotenen Frucht eine zärtliche Schäferstunde gemeint.) Allein ist auch wol nur eine, auch noch so kleine, Republik nach dem Muster des geistvollen Griechen zu Stan-

de gekommen? Oder was hat die erhabne Moral der stoischen Philosophen gefruchtet? Sie lehrten klar und deutlich, was die reine Vernunft von einer Handlung, die gut seyn soll, verlangt. Sie bewiesen auf das einleuchtendste, daß eine solche Handlung allein um der Vernunft willen (nicht bloß der Vernunft gemäß) geschehen müsse, daß keine sinnliche Neigung uns dazu antreiben dürfe, daß dieselbe schlechterdings nicht darum geschehen solle, weil wir auf irgend eine Art ein Vergnügen daran finden.

Wir fordern aber alle großen Historiker auf, uns aus der Geschichte des ganzen Erdballs nur Eine solche Handlung vorzuzeigen. Wollt ihr uns Männer nennen, die ihr Vermögen, ihre Gattin, ihre Kinder, ihr eignes Leben aufopferten, um ihre Tugend unbefleckt zu erhalten? Wir kennen dergleichen in Menge, antworten euch aber: diese Männer fanden ein größeres Vergnügen an der Tugend, als an andern Gü-

Gütern oder fürchteten sich vor den zu besorgenden Gewissensbissen, vor dem Verluste ihres guten Namens ꝛc. mehr, als vor den andern Uebeln. Oder wollt ihr uns die Märtyrer nennen, die sich den grausamsten Qualen preisgaben, um die Pflichten zu erfüllen, die ihnen, ihrer Meinung nach, die Religion auflegte? so werden wir euch erwiedern, daß sich diese gutmüthigen Schwärmer auf die glänzende Krone freueten, die sie im Himmel zum Lohne ihrer Treue bereits schimmern zu sehen glaubten.

Die reine Vernunft hat also in der Welt bisher so viel als nichts ausgerichtet. Ihre Ohnmacht offenbart sich sowol in dem Felde der Erkenntniß, als auch im Praktischen, wo es darauf ankommt, die Handlungen der Menschen zu lenken. Wenigstens ist das, was sie in beiden Feldern leistet, so wenig, daß es kaum zu rechnen ist.

Wenn nun die reine Vernunft sich so selten an uns kräftig beweiset, so sind die Hand-

Handlungen desto häufiger, die wir mit dem Beiworte der unvernünftigen brandmarken. Man kann in das große Geschichtsbuch der Welt blindlings herein greifen und getrost wetten, daß man ein Produkt dieser Art treffen werde. Kindische Lüsternheit und Brudermord stehen an der Stirn dieses Buchs. Oder war es etwa keine kindische Lüsternheit, wenn Eva sich nicht enthalten konnte, gerade den verbotnen Apfel zu kosten, da andere Aepfel genug im Paradiese waren? Oder will man etwa den blutdürstigen Kain vertheidigen? Blättert man weiter, so findet man es nirgends besser. Sodom und Gomorra muß durch Feuer und Schwefel vertilgt werden; Pharao läßt sich nur durch Heuschrecken und anderes Ungeziefer erweichen; der König David schickt die Männer in den Krieg und verführt ihre Weiber; Herodes läßt unmündige Kinder umbringen; der undankbare, verächtliche Brutus ermordet den großen Cäsar, und eine Mörderbande bringt den unglücklichen Ludwig aufs Blutgerüst.

Doch

Doch wer kann alle rein unvernünftigen Handlungen zählen, die nur ein einziger Tag gebiert?

Es scheint also, daß neben der reinen Vernunft auch eine reine Unvernunft in dem Menschen wohne. Wir sagen: es scheint. Denn der Beweis, daß dem wirklich so sey, erfordert noch eine tiefere Untersuchung, die wir gleich nachher anstellen wollen.

Man befindet sich indessen bei dieser Untersuchung in einiger Verlegenheit. Denn man muß entweder annehmen, daß es eine reine Unvernunft in dem Menschen gebe, oder daß ein solches Vermögen nicht vorhanden sey. Im letztern Falle ist die Quelle aller (alsdann uneigentlich) so genannten unvernünftigen Handlungen in der Schwäche und Unvollkommenheit der Vernunft zu suchen, und da alsdann die Vernunft sowol in dem Felde der Erkenntniß als auch im Praktischen so ohnmächtig ist, da in beiden Feldern viel

mehr

mehr Unvernünftiges als Vernünftiges emporsproßt, so hat die Vernunft offenbar die Präsumtion gegen sich, und man ist unausbleiblich genöthigt, sich denen in die Arme zu werfen, die der bequemen Meinung sind, daß man die ohnmächtige Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen müsse. Dieser Folge kann man nicht anders ausweichen, als wenn man inkonsequent seyn, und dadurch das bischen Vernunft, was man wirklich hat, aufgeben will.

Dieses Uebel wird nun freilich vermieden, wenn man die andere Parthei ergreift, und das Daseyn einer reinen Unvernunft annimmt. Aber incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Denn diese Meinung führt auf den Manichäismus. Offenbar kann Gott uns die reine Unvernunft nicht anerschaffen haben. Wer ist ein solcher Held im Denken, daß er das reimen könnte! Von selbst aber kann sie auch nicht entstanden seyn. Es muß also ein böses Urwesen geben, wodurch sie in den Menschen gepflanzt wird.

Da

Da hätten wir also den Manichäismus! Indessen die Manichäer mögen in mancher Absicht so verschrien seyn, wie sie wollen, so befindet man sich in ihrer Gesellschaft doch immer noch in einem leidlichern Zustande, als in einem Glaubensgefängnisse der Vernunft. Haß und Verderben allen Fesseln des Geistes! Ueberhaupt aber soll ein Denker sich durch kein argumentum ab invidia irre machen und durch keine Folgen, worauf seine Untersuchungen führen könnten, abhalten lassen, seinen Gang ruhig fort zu gehen, das Ziel, wohin er am Ende gelangt, sey auch, welches es wolle. Es kömmt auf Erforschung der Wahrheit an!

Wenn wir nun fürs erste bis auf weitere Entwickelung der Sache, voraussetzen, daß es eine reine Unvernunft in dem Menschen gebe, so ist klar, daß dieses Vermögen bisher von allen Philosophen misverstanden und verkannt worden ist, und daß es uns vorbehalten war, ihnen hierüber die Augen zu öffnen.

nen. Man würde es uns daher nicht sehr verargen können, wenn wir hier vor den Augen des geehrtesten Publikums unserm guten Genius, mit verstohlner Hand, einige süßduftende Blumen streuten, um uns für seine glückliche Eingebungen auf eine delikate Art dankbar zu bezeigen.

Wir hätten darin das Beispiel berühmter Schriftsteller vor uns, die jenes angenehme Geschäft bei jeder Seite ihres Buchs wiederholen, und dem geneigten Leser sagen, daß er die gelesenen Sätze bisher in seiner Einfalt gänzlich mißverstanden habe und hier die erste und einzig richtige Belehrung darüber finde. Allein, wenn es einem Schriftsteller (wie wir von uns versichern können) um Verbreitung der Wahrheit ein Ernst ist; so halten wir dieses Verfahren für unpolitisch. Es soll imponiren; aber es schreckt ab.

Denn wer mag sich, bei dem besten Willen zu lernen, und bei der aufrichtigsten

Ueber-

Ueberzeugung von der Eingeschränktheit seiner Kenntnisse, alle Augenblicke vorsagen lassen, daß er ein einfältiger Tropf sey! Wer kann die Anmaßungen eines Scribenten ertragen, der nicht bloß zuweilen, sondern bei jedem Othemzuge, nicht bloß in seinem Herzen denkt, sondern von den Dächern predigt: daß er dies und das und jenes besser wisse, als die ganze übrige philosophische Welt! Und wozu dieser Marktschreierton, worin sich die kleinen Geister so sehr gefallen? Wer Wahrheiten entdeckt, die wirklich neu sind, darf nicht besorgen, daß sie unbemerkt bleiben werden. Wer hat es den Leibnitzen und Newtonen streitig gemacht, daß ihre vielen tiefsinnigen Erfindungen in der That neue Wahrheiten ans Licht gebracht haben?

So, denken wir, wird es unsern Entdeckungen auch gehen und daher sagen wir weiter nichts davon; thun uns auch in der That so sehr viel nicht darauf zu gute! Denn es ist ganz natürlich, daß diese Entdeckungen

bisher unentdeckt bleiben mußten. Denn, um zu ihnen gelangen zu können, mußten erst die merkwürdigen Revolutionen vorgehen, die unser Jahrzehend in der Philosophie und — in Frankreich (beide sind sehr analog, wie Herr Reinhold versichert) erlebt hat. Nur dadurch wurde erst eine Kritik der reinen Unvernunft möglich, wie diese Kritik selbst ausweisen wird.

Der

Der Kritik der reinen Unvernunft

Erster Abschnitt.

Von der Realität des Begriffes der reinen Unvernunft.

Der alte Poet Horaz sagt irgendwo: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Wir kehren das, mit seiner Erlaubniß, die er er uns wol nicht versagen würde, um, und behaupten: Quod, licet expellas furca, tamen usque recurrit, natura est. Wenn wir versichert wären, daß man uns diesen Satz unbedingt einräumte, so hätten wir gewonnen Spiel: die Absicht dieses Abschnittes wäre dann schon erfüllt; denn niemand wird hoffentlich die Stirn haben, uns unsere Bemerkungen in der Einleitung abläugnen zu wollen: daß man sich nämlich seit des seligen Hiobs Zeiten habe angelegen seyn lassen, die unvernünftigen Handlungen aus der Welt mit

Besen

Besen auszufegen, und daß sie doch immer wieder gekommen sind. Wir könnten also schließen, daß ein natürliches Vermögen dazu, eine reine Unvernunft, die sich eben so wenig, als irgend eine andere Naturanlage austreiben läßt, in dem Menschen wohnen müsse. Indessen wollen wir, ob uns gleich die Sirenenstimme der heutigen Mode dazu anlockt, nicht auf gut Glück voraussetzen, daß dieses Räsonnement allgemein gültig sey, sondern tiefer in die Untersuchung eindringen.

Es ist aber wohl zu merken, daß es hier nicht darauf ankomme, die bloße logische Realität des Begriffes der reinen Unvernunft oder die bloße Gedenkbarkeit desselben zu erhärten, sondern die Absicht ist, seine objektive und empirische Realität ins Licht zu stellen, oder augenscheinlich zu beweisen, daß die reine Unvernunft ein in dem Menschen wirklich vorhandenes Vermögen sey. Demnach wird es nöthig seyn, unbestrittene Thatsachen auf-

zu-

zustellen und hieraus durch eine sichere Schlußfolge die reelle Existenz des gedachten Vermögens herzuleiten.

Es ist einleuchtend, daß die Angelegenheiten der ganzen Menschheit, oder die eines ganzen menschlichen Geschlechts, vorzüglich das Feld sind, worauf sich die reine Vernunft und (wofern sie existirt) die reine Unvernunft am herrlichsten offenbaren können. Hier sind die wichtigsten Gegenstände, hier können sich beide Vermögen in ihrem ganzen Umfange, in ihrer größten Wirksamkeit zeigen; hier müssen also die Wirkungen beider Vermögen am unverkennbarsten in die Augen fallen, und den sichersten Leitfaden zur Entdeckung der Vermögen selbst an die Hand geben. Wir wollen uns daher nur bei der Betrachtung dieser Angelegenheiten aufhalten.

Bekanntlich ist auf beiden, so eben erwähnten Feldern, in unsern Tagen viel gearbeitet, und unsere Erwartung, eine reiche

Erndte

Erndte zu finden, wird nicht getäuscht werden. Wir bleiben zuerst bei den Angelegenheiten Eines Geschlechts der Menschen, des weiblichen, stehen, und suchen, was wir zu unserer Absicht von den Verhandlungen benutzen können, die darüber in den wichtigsten, hieher gehörigen Aktenstücken gepflogen sind, wir meynen, in zwei Büchern, wovon das erste betitelt ist: Ueber die Weiber. (Leipzig 1787) und das andere: Mann und Weib, nach ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert (Lpz. 1791), ein Gegenstück zu dem vorigen. Der Verfasser des letztern soll auf gut mathematisch, Herr Y, und der des erstern, Herr X heißen.

Erste Abtheilung.

Von der Wirksamkeit der reinen Unvernunft bei Angelegenheiten eines ganzen menschlichen Geschlechts.

Wenn die Wahrheit, wie gewöhnlich, zwischen zweien Extremen in der Mitte liegt,

so

so vermeidet die reine Vernunft den Abweg zur rechten und linken, und wandelt vorsichtiglich die goldne Mittelstraße: sie macht es sich ferner zum Gesetz, ihre Begriffe genau zu bestimmen, und nur nach solchen Begriffen zu denken; sie erlaubt sich nie, aus Prämissen Schlußsätze zu ziehen, die nicht nothwendig daraus folgen, und hütet sich ganz besonders vor Widersprüchen.

Die reine Unvernunft dagegen liebt, wo sie existirt, immer die Extreme und ergötzt sich daran, von dem einen ins andre zu fallen; höchst verworrene Begriffe schätzt sie außerordentlich hoch, sie gefällt sich, wenn sie aus Prämissen Schlußsätze ziehen kann, die nicht daraus folgen, wenn sie gegen Schattenbilder kämpfen und bei einem Streite den wahren Gesichtspunkt aus den Augen rücken, oder etwas, worauf viel ankömmt, mit listigem Stillschweigen übergehen kann; und Widersprüche — o die sind ein wahrer Leckerbissen für sie!

Wenn sich also diese Anzeigen in einer Schrift finden, so können wir getrost behaupten, daß sie, wenigstens zum Theil, ein Produkt der reinen Unvernunft sey; und wenn sie das hat seyn sollen, so kann sie dann in ihrer Art eben so vortreflich seyn, als wenn sie hätte rein vernünftig seyn sollen und wirklich so beschaffen wäre, daß sie auf diesen Titel mit Recht Anspruch machen könnte.

Augenscheinlich ist das der Fall mit den Schriften des Herrn X. und Y. In beiden sind einige Theile auf Rechnung der reinen Unvernunft zu schreiben, und in ihrer Art gewiß vortreflich, andere Theile aber sind Wirkungen der reinen Unvernunft, und unläugbar eben so große Meisterstücke. Nun erfordert es aber die Billigkeit, anzunehmen, daß diese gemischte Natur in beiden Schriften beabsichtigt sey; woraus also folgt, daß beide Schriften durchaus vortreflich sind und ihrem Zwecke ganz vollkommen entsprechen. Daher hätten die Recensenten, die an beiden

Bü-

Büchern allerlei zu tadeln fanden, besser gethan, sich selbst zu recensiren. Denn ihr Tadel entstand aus ihrer Unwissenheit, aus einer Unbekanntschaft mit dem reinen Unvernunftvermögen, und dem eigentlichen Geiste der verschiedenen Theile beider Schriften.

Herr X will die Weiber fast aller der edeln Vorzüge berauben, worauf die menschliche Natur stolz zu seyn Ursach hat, und sie beinahe bis unter die Würde der Menschen herabsetzen. Das ist das eine Extrem, in welchem sich die reine Unvernunft herumtummelt. Mit Herrn Y fällt sie in das andere. Dieser galante Denker, der so gern „den armen Mädchen" etwas angenehmes sagt, erhebt die Weiber bis über die Würde der Menschheit, indem er sie fast von allen Flecken, die so viele ehrliche Leute an ihnen zu sehen glauben, durch die Wasserfluth seines dicken Buches rein zu waschen vermeynt. Die Wahrheit, und also der Weg, den hier die reine Vernunft einschlägt, liegt zwischen

beiden vorigen gerade in der Mitte. Die Vernunft erkennt, daß die Weiber Menschen, aber auch nur Menschen sind, daß man sie von den Fehlern nicht freisprechen kann, die ihnen eine beinahe allgemeine Stimme zur Last legt, wiewol diese Fehler durch Unwissenheit oder Verläumdung nicht selten vergrößert werden, daß sie endlich in einigen Talenten des Geistes einen Vorzug vor den Männern haben, in einigen aber ihnen nachstehen, und daß diese letztern Talente Tiefsinn des Verstandes und Schöpferkraft des Genies sind.

Wir wollen aus der Schrift des Herrn Y, als der neuesten, einige von den vortreflichern Stellen ausheben, die ein Räsonnement der reinen Unvernunft enthalten, um das Verfahren oder die Wirkungsart dieses Vermögens noch augenscheinlicher darzustellen.

Herr

Herr Y handelt S. 310 ꝛc. von der Koketterie und ist zuvörderst der Meinung: die deutschen Weiber müßten von diesem Fehler freigesprochen werden, weil der Name desselben nicht einheimisch ist. Hiebey, meynt er, dürfe man sich nur auf den allgemeinen anerkannten Satz berufen: daß, wenn eine Sache in einer Sprache einen fremden Namen hat, so ist sie in dem Lande nicht einheimisch, sondern nur allenfalls von der Nation, aus deren Sprache der Name gekommen ist, dahin gekommen." Ein vortreffliches Beispiel zur Erläuterung einer Regel aus der Syllogistik der reinen Unvernunft, dieser Regel nämlich: Wo ein gewisses willkührliches Zeichen einer Sache (z. B. ein Wort) nicht ist, da ist auch die Sache nicht. Diese Regel halten wir für so gegründet und tiefsinnig, daß uns alles, was die Vernunft über diesen Punkt vernünftelt, sogar lächerlich klingt. Diese meynt nämlich, es könne eine Sache, zumal wenn sie in einem Zustande der Seele bestehet, viel eher existiren, als

man

man ein Wort für dieselbe habe; es könne geschehen, daß ein Volk aus Mangel an bestimmter Deutlichkeit seine allgemeine Begriffe einer gewissen, bei ihm übrigens sehr gewöhnlichen, Sache, keinen bestimmten Namen gebe, sondern bloß die einzelnen Erscheinungen derselben besonders ausdrücke und den allgemeinen Namen erst nachher aus einer fremden Sprache bekomme. Indessen das will nicht viel sagen! Die vorige Regel ist viel kräftiger, und es folgt nach der gedachten Schlußart, beiläufig zu bemerken, augenscheinlich daß man z. B. Differentialrechnung und Aesthetik bisher irrigerweise für deutsche Erfindungen gehalten hat. Diese Wissenschaften können bei uns nicht einheimisch seyn, weil sie einen fremden Namen haben. Eben so haben die deutschen Mädchen erst von Fremden gelernt, naiv zu seyn, weil dieses Wort nicht deutsch ist (oder weiß Herr Y etwa ein Wort dafür?), und wir Deutsche haben uns insgesammt die große Ader, die man die arteria aorta nennt, und

die

die Modalität aller unserer Urtheile aus fremden Landen verschrieben; denn wir bezeichnen diese Dinge mit fremden Worten.

Eine andere Regel aus der Syllogistik der reinen Unvernunft wird S. 312 ꝛc. in Anwendung gebracht; es wird gegen ein Schattenbild gekämpft. Wenn Koketterie, heißt es daselbst, so viel bedeuten solle, als eine Begierde, auch durch körperliche Reize zu gefallen, so müsse man freilich einräumen, daß sie sich bei allen Weibern finde, aber sie gereiche ihnen alsdann schlechterdings nicht zum Vorwurfe. Dies wird nun mit vieler Mühe gegen diejenigen erhärtet, die etwan die besagte Koketterie den Weibern zum Fehler anrechnen wollten. Aber wo existiren diese Weiberfeinde? Wo wohnen die Männer, die es den Weibern zum Vorwurf machen, daß sie sich bestreben, den Männern zu gefallen? Nirgends als in dem weltberühmten Utopia!

Soll aber, fährt Herr Y fort, Koketterie eine übertriebene Begierde zu gefallen bedeuten, welche Kunstgriffe und anscheinende Ermunterungen zu Hülfe nimmt, um Liebe zu erregen, und zwar mit dem Vorsatze, die erregte Sehnsucht nie zu befriedigen — so wage ich dreist zu sagen, daß sie unter uns sehr selten ist." Und einige Zeilen nachher: „Ich habe davon (von dem deutschen Hofleben und den Sitten der großen Welt) eine zu mäßige Kenntniß, um entscheidend zu sprechen." (Also um dreist sagen zu können, ob viel Koketterie daselbst angetroffen werde, oder nicht?) Welch ein harmonischer Wohllaut in den Ohren der reinen Unvernunft: Ich kann dreist behaupten, die Koketterie sey unter uns selten; aber ich kann nicht entscheidend sagen, daß die Koketterie unter uns selten sey!

Trotz der Unbekanntschaft mit der großen Welt wird demnach (S. 318) eine Eintheilung der Weiber der großen Welt gegeben.

Sie

Sie sollen sich eintheilen in solche, die unbescholten sind; solche, die bei einer gleichgültigen Ehe einen Liebhaber haben, dem sie gänzlich zugethan sind; und endlich solche, die jede Gelegenheit, sich zu vergnügen, mitnehmen. Wie viele Klassen fehlen da! z. B. die Klasse der Weiber, die, bei einer gleichgültigen Ehe, zwar auch nur Einen Liebhaber haben, ihm aber im Grunde gar nicht zugethan sind, sondern ihn nur darum genießen lassen, was sie zu geben haben, weil sie ihn zur Ausführung ihrer Kabalen gebrauchen. Ueberdem finden sich die angeführten Klassen nicht bloß unter den Weibern der großen Welt, sondern lassen sich unter allen möglichen Weibern unterscheiden. Viele Weiber, auch bei der geringsten Volksklasse, leben unbescholten; einige führen eine gleichgültige Ehe, und wissen sich durch den Gevatter Nachbar schadlos zu halten, und verstehn sich darauf so gut, daß zuweilen lebendige Zeugen ihrer Geheimnisse auftreten und sie anklagen. Endlich giebt es auch einige,

nige, die jede Gelegenheit, sich zu vergnügen mitnehmen.

Wir ergreifen diese Gelegenheit mit Vergnügen, uns eine Regel für die Eintheilungen zu abstrahiren, und zum Behufe der Syllogistik der reinen Unvernunft, die wir nächstens zu Tage zu fördern hoffen, anzumerken. Das ist die Regel: Eine Eintheilung soll nicht alles angeben, was unter dem eingetheilten Begriffe enthalten ist, imgleichen soll sie sich nicht bloß auf den eingetheilten, sondern auch auf viel allgemeinere Begriffe anwenden lassen.

Mit den Definitionen verhält es sich gerade umgekehrt. Eine Definition muß sich nicht auf alles, was der definirte Begriff unter sich faßt, anwenden lassen, sondern nur auf einiges davon. Das lehrt die Definition, die S. 322 von der Koketterie gegeben wird. „Koketterie, sagt Herr Y daselbst, heißt das unvermerkte Hinhalten meh-

mehrerer Liebhaber zugleich durch Hoffnungen." Da es nun sehr viele Koketten giebt, die nur einen Liebhaber haben, und auch nur diesen einen durch Hoffnungen hinhalten wollen (wenn es gleich zuweilen nicht an ihrem guten Willen liegt, daß sie nicht mehrere haben): so ist klar, daß wir den Geist einer ächten Definition, richtig aufgefaßt und angegeben haben.

Die vortrefliche Stelle S. 322 ꝛc., wo gezeigt wird, daß, wenn die Koketterie wirklich ein allgemeiner Fehler der Weiber wäre, die Schuld an unserm Geschlechte läge, enthält noch mehrere Meisterzüge in wenigen Zeilen.

Zuvörderst werden wir belehrt, daß bei Mädchen die Koketterie aus der Natur der Dinge entspringe, weswegen auch, nach S. 319 „alle unverheirathete Mädchen bei uns und in ganz Europa kokett seyn müssen." Gleichwol existirt

unter

unter den Frauen nirgends Koketterie, als bloß und allein in der großen Welt (317). Mithin ist augenscheinlich, daß bei allen Mädchen, die nicht zur großen Welt gehören, in dem Augenblicke, da sie vor dem Travaltare das Jawort aussprechen, alle Koketterie, woran sie sich als Mädchen gewöhnt hatten, urplötzlich wie ein leichter Dunst verschwindet, und in sein Nichts zurück sinkt. Freilich ruft Freund Horaz mit lauter Stimme: Consuetudo est altera natura! Naturam expellas furca, tamen usque recurrit. Aber der alte Horaz ist ein kalter Vernünftler, der überdem von dem neuentdeckten Seelenvermögen, wovon hier die Rede ist, noch keinen Begriff hatte.

Ferner wird S. 322 dargethan, daß die Schuld, warum die Frauenzimmer kokett sind, bloß an den Männern liege. Die Männer tragen ganz allein 1) die Schuld der Koketterie der Mädchen. Gleichwol ist Koketterie bei Mädchen etwas völlig Unschuldiges und

Er-

Erlaubtes (S. 319). Die Männer tragen also (wir bedauren ihre armen Schultern) was nicht tragbar ist, sie tragen die Schuld einer unschuldigen Sache. Hiebei stellet sich noch die Frage in den Weg: welche Koketterie gemeynt sey, wenn Herr Y allen Mädchen, kokett zu seyn, als etwas völlig unschuldiges, erlaubt (S. 319)? Versteht er unter Koketterie die übertriebene Begierde, durch körperliche Reize zu gefallen und durch anscheinende Ermunterungen Begierden zu erwecken, die man nicht befriedigen will (316), so wäre den Mädchen etwas erlaubt, was doch allen Menschen unerlaubt und als ein Fehler anzurechnen ist (315) und wir zweifeln nicht, daß die jungen Schönen den Herrn Y für diese delikate Moral mit der ausgesuchtesten Koketterie belohnen werden. Versteht er aber unter Koketterie nur überhaupt das Bestreben, durch körperliche Reize zu gefallen (312); so widerspricht es sich abermals, daß dieselbe bei verheiratheten Personen ein Fehler sey (319); denn diese

Ko-

Koketterie ist allen Menschen eigen und erlaubt (315). Wahrscheinlich wird die erste, allen Menschen unerlaubte, den Mädchen aber erlaubte, Art von Koketterie gemeynt. Denn sie wird S. 320 nur damit als gut vertheidigt, weil bei Mädchen „der Zweck derselben erlaubt sey", und nur gefragt: warum „ein armes Mädchen" nicht suchen solle, mehr als einen Liebhaber zu erlangen, um unter ihnen den zu wählen, von dem sie das beste Loos für sich gewärtigen könne? O ihr guten, armen Mädchen, verzeiht — eure Großmuth läßt das hoffen — verzeiht die Vorwürfe, die euch die Unwissenheit bisher machte; denn diese allein konnte es für niedrig, und der erhabenen Würde eines moralischen, freien Geistes für unanständig halten, andere Personen bloß als Mittel zu seinen Zwecken zu gebrauchen, und so zu dem falschen Spiele der heuchelnden Koketterie herab zu sinken. Es muß euch schadlos halten, diesen entehrenden Vorwurf von gründlichen Denkern, die alle ihre Erkenntnißkräfte,

te, und also auch die reine Unvernunft gehörig gebildet haben, nie zu hören. Spielt nur das betrügerische Spiel der Koketterie ungestört! Nur müßt ihrs nicht aus Eitelkeit thun, oder wegen gewisser, sinnlicher Triebe! sondern bloß, um euch einen hübschen, reichen, gesunden, kurz, den Mann zu verschaffen, von dem ihr euch das beste Loos gewärtigt. Denn alsdann ist euer Zweck gut, folglich auch das Mittel, und wir versprechen euch, zu bewirken: 1) daß jederman, der nicht aller Achtung für die reine Unvernunft entsagen und hiemit seine eigne Natur kompromittiren will, es für ehrenvoll und unschuldig, ja, daß die ganze Welt es für eben so erlaubt halten soll, als das Verfahren eines falschen Chartenspielers, der den Reichen das Geld abnimmt, um nothleidende Arme zu unterstützen. Wir hoffen, daß ihr die Größe unsers Eifers für euch anerkennen und euch gelegentlich dankbar bezeigen werdet. Denn ihr sehet leicht, wie mühvoll der Beweis seyn wird, den wir,

euch

euch zu gefallen, übernommen haben. Es wird nicht jeder so leicht einsehen, daß sich euer moralischer Werth mit dem des erwähnten falschen Spielers messen könne. Denn der Zweck des letztern, andere Menschen zu beglücken, ist ungleich edler, als euer selbstsüchtiger Zweck, einen hübschen Mann in euer Garn zu locken.

Die Männer tragen auch 2) die Schuld der Koketterie der verheiratheten Weiber (S. 322). Denn wem könnte die Schuld davon sonst beizumessen seyn, als eben uns, „die wir uns für berechtigt halten, jedem Frauenzimmer, welche Verpflichtungen es auch auf sich haben möge, nachzustellen, um es zu verleiten, dieselben zu übertreten? Wem sonst als uns, die wir bei Liebe und Liebeshändeln an nichts denken, als an unser Vergnügen, und diesem alles aufopfern?“

Wir bemerken bei dieser Stelle folgende Maximen der reinen Unvernunft:

a) die

a) die reine Unvernunft findet ein Vergnügen daran, mit der Erfahrung im Zwiste zu leben, und ist, wo es sich irgend thun läßt, mit ihr über den Fuß gespannt. Denn die Erfahrung leugnet sehr vernehmlich, daß es einen solchen Verführer gebe, der sich für berechtigt hielte, jedes Frauenzimmer zur Uebertretung ihrer Pflichten zu verleiten. Die Verführer wissen es recht gut, daß sie unrecht thun (und darum allein sind sie strafbar); aber der sinnliche Trieb ist stärker, als dieses Bewußtseyn; sie denken oft: nur dieses einmal noch! hernach wollen wir unser Gewissen wieder versöhnen.

b) Alle Fakta, worauf man sich beruft, müssen von den Extremen hergenommen werden und hyperbolisch seyn. Das zeigt Herr Y, wenn er sagt: „Wem sonst als uns, die wir bei Liebe und Liebeshändeln an nichts denken, als an

unser Vergnügen, und diesem alles aufopfern.“ Schande dem Nichtswürdigen, der alles, also auch die Heiligkeit der Pflicht, seinem Vergnügen aufopfert! Aber wie gering ist, zur Ehre der Menschheit, die Anzahl dieser Elenden gegen die Zahl der Edlern, die nur solche Vergnügen suchen, die mit den ernsten Gesetzen der Tugend bestehen können! oder wenigstens gegen den großen Haufen derer, die durch Religionsmeinungen, oder aus Ehrgeiz, oder ähnlichen Triebfedern, fürchten, sich durch Verletzung der heiligsten Pflichten zu brandmarken!

c) Die reine Unvernunft schließt von einigen Fällen auf alle! Denn nur sehr wenige Weiber haben solche verworfene Männermasken, die ihrem Vergnügen alles aufopfern, kennen gelernt, nur sehr wenige können also dadurch zur Koketterie verführt seyn.

Dem

Dem ohngeachtet folgt aus diesen einzelnen sehr seltnen Fällen unwidersprechlich: daß die Weiber überhaupt auf die gedachte Art zur Koketterie verführt werden, daß also niemanden, als uns Männern, die Schuld dieses Fehlers beizumessen ist (wie S. 322 gesagt wird,) daß folglich die Weiber in diesem Punkte unschuldig und vorwurfsfrei sind, ob ihnen gleich nach S. 319 die Koketterie zum Vorwurfe gereicht.

Auf eine ähnliche Art wird S. 306 und 307 bewiesen, daß die Gabe, Liebe zu heucheln, die das weibliche Geschlecht „im höchsten Grade besitzt," demselben schlechterdings nicht zum Vorwurfe gereichen könne, wiewol man sich nach S. 332 genöthigt sieht, von aller Heuchelei schlechthin zu behaupten, daß sie (die Heuchelei) das ordentlichste Laster sey. Hieraus scheint nun zu folgen, daß der galante Herr Y in dem Weiberkatechismus alle zehn Gebote ausstreichen und seinen Freundinnen alle Sünde und Schande

gutheissen werde, da er nicht einmal zulassen will, daß man ihnen das „verderblichste unter allen Lastern" zum Fehler anrechnen soll. Daß sich aber niemand unterfange, diese Folgerung zu machen! Denn das wäre ja konsequent, und davon ist hier die Rede nicht.

Wir wenden uns weiter zu dem, was Herr Y über die wechselseitigen Vortheile lehrt, die Mann und Weib aus einer ehelichen Verbindung ziehen. Hiebei sind wir auf viele Stellen gestoßen, gegen die wir im Namen der reinen Unvernunft aus allen Kräften protestiren, im Namen unsers Herzens aber versichern, daß wir die darin ausgedrückten Gesinnungen innigst lieben, und alle diejenigen, die dergleichen hegen, in so fern aufrichtig hochachten. Wir führen nur eine solche Stelle an. S. 372 heißt es: „Die Freuden, welche der Mann dem Ehestande verdankt, sind Empfindungen, welche die Liebe gab und die Liebe empfing (die also kein

Er-

Ersatz für Unterhalt, Ehre ꝛc. und was die Frau sonst vom Manne erhält, seyn können.)

Wohl denn, wenn das ist, so muß die Liebe der Liebe auch nicht vorrechnen, was sie ihr zur Nahrung und Kleidung giebt. Ist aber bei dir die Liebe erstorben, so mußt du wissen, daß sie die Verpflichtungen der Dankbarkeit nachgelassen hat, die nichts vertilgen kann — und daß die Pflicht, deinem Weibe ihren Zustand so angenehm zu machen, als du kannst, zu den heiligsten gehört!" Von Herzen sagen wir Amen dazu, und bezeugen feierlich, daß wir denjenigen, der im Stande ist, einem liebenden Weibe vorzurechnen, daß er sie ernähre, für eine elende, niedrige Seele halten, die der weiblichen Zärtlichkeit nicht werth ist.

Doch wir kommen aus dem Gleise! Zurück zu unserm Vorhaben. Die Vortheile, welche ein Weib durch die Ehe erreicht, sind: daß sie sicher essen, trinken und schlafen kann (S. 351),

(S. 351), und: daß Sie dadurch Stand, Unabhängigkeit, Vermögen, Ehre und alles erhält (S. 354). Dieses alles wird auch wohl einige Geheimnisse mit einschließen, von denen der verschämte Verfasser aus Furcht vor seinen schönen Leserinnen nicht reden mögte. Also wir begnügen uns mit dem, was ausdrücklich angeführt wird, und ziehen daraus nur einige Resultate.

Nach S. 351 sind alle Vortheile, welche das weibliche Geschlecht durch die Ehe erhält, bloß negativ. Da nun die Weiber, laut dem Vorigen, durch die Ehe alles erhalten, so sind die (hier mit Recht so genannten) armen Weiber aus lauter Negationen zusammengesetzt. Alles, was an ihnen ist, ist ein negatives Gut. Daß sie sich satt essen können, ist ein bloß negativer Vortheil: dadurch wird bloß die Unbequemlichkeit des Hungers vermieden. Daß sie ruhig schlafen können, ist bloß ein negativer Vortheil: dies schützt nur gegen die trüben Augen, die aus

schlaf-

schlaflosen Nächten entstehen. Daß sie Vermögen und Ehre erlangen, ist ein bloß negativer Vortheil: beides ist nur dazu ursprünglich da, zu verhüten, daß sich niemand unterfängt, vor ihnen vorbei zu gehen, ohne den Hut abzunehmen.

Ein guter Freund, der uns eben besucht, will diese Stelle noch anders erklären. Er meynt: Reichthum und Ehre, als negative Vortheile betrachtet, wären so viel als Schulden und Schande: Herr Y habe sich nur, wie von einem galanten Schriftsteller zu erwarten stehe, höchst delikat ausgedrückt, eigentlich aber sagen wollen: Wenn die Weiber durch eine Heirath Vermögen bekämen, so sorgten sie gewöhnlich dafür, es in alle vier Winde zu zerstreuen, und den Mann in Schulden zu stecken, so bald dieser nicht stark genug sey, das Regiment in seinen Händen zu behalten; und sie wüßten selten, ihrem Manne positive Ehre, wohl aber negative,

d. i.

d. i. Verdruß und Schande zu machen. Wir haben indessen unsern Freund schon zurecht gewiesen, und ihm begreiflich gemacht, daß man, um eine Stelle erklären zu können, erst den Zusammenhang wissen müsse.

Bei den Männern verhält sich nun alles gerade umgekehrt. Die glücklichen Männer! Alle Vortheile, die ihnen aus einer ehelichen Verbindung zuströmen, sind bloß und allein positiv (351). Nun ist jederman bekannt, daß manche Männer durch eine Heirath Vermögen erlangen. Also ist dies auch ein positiver Vortheil. Mithin ergiebt sich hieraus die merkwürdige Eigenschaft der zeitlichen Güter: daß sie bei den Männern positive, bei den Weibern aber negative Güter sind. Hätten die blanken Thaler Verstand, so wollten wir ihnen für die indiskrete Aufführung, sich den Männern günstiger zu bezeigen, als den Weibern, einen derben Verweis geben. Aber so sind sie unvernünftige Kreaturen, die blindlings ihren Kreislauf

fort-

fortrollen, ohne zu sehen und zu hören, und ohne sich durch die sehnlichsten Seufzer, die ihnen ihre Verehrer schaarenweise nachschikken, im mindesten aufhalten zu lassen!

Wenn S. 355 behauptet wird, daß es gar kein angenehmer Zustand für die Weiber sey, daß sie Vermögen, Ehre und alles durch die Ehe erhalten, so scheint das für die vorerwähnte Erklärungsart meines Freundes zu sprechen. Denn sonst sollte man glauben, ein sehnlichst gewünschtes Gut von Andern zu erhalten, sey doch immer besser, als es ganz zu entbehren, und folglich, wenn man dies Gut widrigenfalls ganz entbehren müßte, auch angenehm.

Ist aber die Lehre von den negativen Vortheilen so zu verstehen, wie mein Freund meynte, so hat die Sache keine Schwierigkeit. Denn, wenn die Frage wäre: ob man lieber bloß keinen Heller in der Tasche und für keinen Heller Ehre, oder lieber Schulden und Schimpf und Schande haben wolle? so

zwei-

zweifele ich nicht, daß die meisten geneigt seyn werden, die erste Parthei zu ergreifen, und zu glauben, daß man sich bei der andern eben nicht in der besten Gesellschaft befinde. Dann wäre es also einleuchtend, warum es ein unangenehmer Zustand für die Weiber sey, wenn sie durch eine Heirath Stand, Vermögen, Ehre und Ansehen — diese negativen Vortheile — erhalten.

Hiebei stößt man auf die Frage: Wie es zugehen möge, daß nur Männer die ehrenvollen und einträglichen Aemter im State bekleiden, daß die Weiber sich hiezu nicht erheben können, und eben deshalb genöthigt sind, Ehre, Stand, Ansehn und Vermögen von den Männern zu borgen? Diese Frage ist, wie gewöhnlich, leichter zu thun, als zu beantworten. Dem Scharfsinne unsers Herrn Y kann indessen die Antwort darauf nicht entgehen. Er läßt sich S. 355 darüber also vernehmen: „Es wäre lächerlich, wenn man dies der Unfähigkeit der Weiber zuschrei-

ben

ben wollte. Zu den allermehrsten Beschäftigungen in der Welt, die dies alles (Ehre, Stand ꝛc.) geben, gehören so mittelmäßige Geistesfähigkeiten, daß kein Mensch behaupten kann, sie wären den Weibern unerreichbar. Es ist indeß keinem Weibe vergönnt, nach Selbstständigkeit und nach solchen Stellen zu trachten, die Stand und Einkünfte bringen. Hieran hindert sie bloß der Wille der Männer, dem sie sich fügen müssen, weil diese stärker sind, als sie." Diese Stelle hat uns, wir gestehen es, in ein nicht geringes Schrecken versetzt. Denn, dachten wir, so wie sich die Weibrr dem Willen der Männer darum unterwerfen müssen, weil diese stärker sind; so kann es leicht noch einmal kommen, daß wir Männer selbst unter die Bothmäßigkeit der Elephanten oder der — Stiere gerathen, da uns diese Ungethüme an Stärke bei weitem überlegen sind.

Indessen hat uns eine andere Stelle wieder beruhigt. Denn S. 502 heißt es: „Die physi-

physischen Kräfte regieren die Welt nicht. Wo würde der Mensch sonst gegen so viele andere Thiere bleiben! Der Verstand ist es, der dem Menschen die Gewalt über die Thiere, und auch Macht über andere Menschen giebt. Der aufmerksame Leser wird diese Stelle zu seinem Nutzen anzuwenden wissen und daraus das Resultat ziehen: Die Männer haben ein Uebergewicht über die Weiber, bloß und allein, weil sie stärker sind; aber nicht die größere Stärke, sondern der Verstand ist es, der ihnen dieses Uebergewicht verschaft.

Es sey uns vergönnt, hier einer Pflicht der Menschenliebe einige Zeilen zu widmen. Als es in unserm Vaterlande bekannt wurde, daß wir diese Schrift abzufassen willens seyen, kamen verschiedene Doktores beider Rechte, wie auch der Arzeneigelahrtheit, ingleichen Licentiaten, Kandidaten, Superintendenten, Bakkalaurien u. d. gl. schriftlich bei uns ein, daß wir die, ihnen und ihrem Geschäfte öf-

fentlich

fentlich angethane Schmach auch öffentlich ahnden, und dem Herrn Y das Gewissen darüber schärfen mögten, daß er behauptet hätte: zu den meisten und ehrenvollen einträglichen Aemtern (die doch durch Leute von der angeführten Art besetzt zu werden pflegen) gehörten nur sehr mittelmäßige Fähigkeiten.

Wir können auch nicht umhin, über diese Stelle unsern ernstlichen Unwillen zu bezeigen. Wenn die Geschäfte eines Staatsmannes, eines Richters, eines Volkslehrers, eines Arztes mit mittelmäßigen Fähigkeiten verwaltet werden; so liegt es sicherlich nicht an diesen Geschäften, als wenn sie so beschaffen wären, daß sie außerordentlichen Talenten keinen angemeßnen Wirkungskreis darböten. Freilich diese Geschäfte mittelmäßig gut zu betreiben, dazu ist auch nur mittelmäßige Kraft nöthig; aber sie vortreflich auszuführen, dazu sind auch vortrefliche Fähigkeiten nöthig. Nun ist aber dem menschlichen Geschlechte daran gelegen, daß alle

diese

diese Geschäfte so gut, als irgend möglich ist, verwaltet werden.

Es ist also höchst vernunftwidrig, den jungen (und alten) Leuten in den Kopf zu setzen, als wenn zu denselben nur wenig erfordert würde. Die meisten scheuen anhaltende Anstrengung ohnehin mehr als zu viel, und erreichen das Ziel nie ganz, was sie sich vorsetzen. Wie vielmehr aber wird das geschehen, wenn sie sich einbilden, daß ihr Amt nur mittelmäßige Fähigkeiten (die sie jederzeit schon längst zu besitzen glauben) erfordre! Wie wenig werden sie dann sich anstrengen! Friedrich der Einzige hatte die Maxime, von seinen Staatsdienern das Unmögliche zu fordern. Dadurch bewirkte er, daß, wenigstens oft, alles, was möglich war, geschahe. Wer es mit sich und mit der Welt gut meynt, der muß seinen Kräften ein weites Ziel vorsetzen.

Uebrigens mögten wir wohl wissen, wer die Weiber (wie Herr Y S. 355 behauptet) von

von allen Stellen, die Stand und Einkünfte bringen, ausschlösse? Wer es ihnen z. B. verwehrte, sich mit dem mediciniſchen Doktorhute schmücken zu lassen? Sie dürften sich ja nur von einem guten Freunde eine Disertation schreiben lassen, diese aufs Katheder bringen und die (ihnen vorher, nebst der Antwort darauf, mitgetheilten) Objektionen herzhaft zurückschlagen (wobei sie sich bloß zu hüten hätten, daß sie bei dem Ablesen der Antworten, nicht in die unrechte Zeile kämen, und die Antwort bei dem dritten Einwurfe vorbrächten, die für den vierten aufgesetzt wäre, wie wir diesen herzerhebenden Auftritt etlichemal erlebt haben); so wäre die Sache geschehen!

Nur würden sich nachher einige Schwierigkeiten hervorthun. Ein Patient z. B. der schon den ersten Januar sterben wollte, und dazu den Beistand seiner Frau Doktorin erwartete, könnte das nicht bis zum ersten Februar aufschieben, bis sich letztere von den

Fol-

Folgen ihrer Schäferstunden erholt hätte, die ihr zuriefen: Arzt, hilf dir selber!

Bei Justizbedienungen finden sich noch mehr Unbequemlichkeiten. In Utopia giebt es ein kleines Königreich, wo sehr viele dieser wichtigen Aemter von Weibern verwaltet werden. Allein die Reisebeschreiber wollen dies Regiment nicht rühmen. Denn, sagen sie, die Weiber lassen sich in ihren Handlungen leichter als die Männer durch Leidenschaften bestimmen. Je mehr das aber geschiehet, wenn die Leidenschaften an sich auch edel und tadellos sind, desto öfters wird das Recht gebeugt.

Ferner berichten sie, daß in gedachtem Lande das Hauswesen fast aller angesehenen Familien höchst zerrüttet sey, indem die Weiber, statt für dasselbe zu sorgen, bei den Akten säßen; daß ferner aus derselben Ursache die Kinder in ihrer ersten Jugend dergestalt vernachläßigt würden, daß bei den fol-

folgenden Generationen eine gänzliche Verwilderung zu besorgen sey; daß es endlich um den Hausfrieden der besten Häuser erbärmlich bestellt sey; denn wenn die Frau Regierungsräthin mit einem jungen Referendarius auf Kommission reise, so habe das für gedachten Hausfrieden immer die nachtheiligsten Folgen.

Wir lassen die ganze Sache fürs erste an ihrem Ort gestellt seyn, und sind unterdessen, weil uns das niemand wehren kann, für uns der Meinung: daß das Uebergewicht der Männer über die Weiber, weil es nach Moses Bericht mit dem Ausgange aus dem Paradiese seinen Anfang genommen hat, auch wohl bis zur Rückkehr in dasselbe fortdauern werde; daß ferner dieses Uebergewicht nicht aus der größern Stärke der Männer entstehen könne, theils weil der Vorzug derselben in diesem Punkte so außerordentlich gar nicht ist, theils weil sonst die Elephanten längst alle Kaiserthrone in der Welt an sich gerissen

haben müßten; daß folglich dasselbe auf einem vortheilhaftern Gebrauche der Stärke, und also, weil dieser vom Verstande abhängt, auf einem größern Verstande beruhen müsse.

Dies führt uns auf die allgemeine Frage: ob die Geisteskräfte der Weiber von Natur geringer sind als die der Männer? oder ob der Unterschied, dessen Daseyn von niemand geläugnet wird, bloß ein Werk der Erziehung ist? Wir wollen hören, was die reine Unvernunft dazu sagt.

Herr Y führt sie redend ein, wenn er S. 15 behauptet: Die vorgelegte Frage lasse sich nicht mit Sicherheit entscheiden und dann S. 35 mit entscheidender Sicherheit sagt: „So weit wären wir also in unsrer Untersuchung gekommen. Der Mann ist körperlich stärker als das Weib; beide aber hat die Natur mit gleichen Verstandeskräften ausgerüstet.“

Bei

Bei dieser Gelegenheit können wir noch das Verfahren anschaulich machen, dessen sich die reine Unvernunft bei Widerlegung der Meinungen anderer bedient. Denn S. 23 ꝛc. werden diejenigen widerlegt, welche den Männern größere Geisteskräfte als den Weibern zuschreiben. Die Theorie dieser Widerlegungskunst reducirt sich auf drei Regeln:

1) Man fertige den Gegner mit einer dreisten Frage ab, welche die Falschheit dessen, was er behauptet, schon voraussetzt;

2) Man widerlege, was der Gegner nicht behauptet;

3) Man schone bei der Widerlegung nichts, selbst den Satz des Widerspruchs nicht.

Die Vertheidiger der vorerwähnten Meinungen berufen sich darauf: daß die Weiber unfähig sind, Staatsgeschäfte zu betreiben, imgleichen Krieg zu führen, und es in den Wissenschaften so weit zu bringen, als wir.

Die Widerlegung des ersten wird S. 23 in folgenden Worten absolvirt: „In Ansehung der ganzen Staatsverwaltung frage ich: ob sichs wohl denken läßt, daß das stärkere Geschlecht dem schwächern gestatten werde, es zu regieren, wenn schon das schwächere dazu noch geschickter wäre?"

Dieses ist eine Widerlegung nach der ersten, vorhin angezeigten, Regel. Denn der Gegner behauptet eben, daß sich das mit der leichtesten Mühe von der Welt denken lasse; daß die größere Stärke gar nichts entscheide, und daß die Weiber ohne allen Zweifel das Regiment an sich reissen würden, wenn sie „geschickter dazu" wären, als die Männer. Wer spannt den andern vor den Pflug? Der Mensch den Stier, oder dieser den Menschen? und gleichwol ist hier die Ueberlegenheit der Stärke ohne Vergleich beträchtlicher, als die des Mannes über das Weib.

Daß ferner aus der Unfähigkeit der Weiber, Krieg zu führen, nicht auf geringere Gei-

Geisteskräfte geschlossen werden könne, wird S. 24 aus zwei Gründen bewiesen:

1) Die Weiber können bloß darum nicht als Soldaten dienen, weil sie körperlich schwächer sind; ein weibliches Heer würde einem männlichen ohnfehlbar weichen müssen.

2) Wenn die Weiber allein in der Welt wären, so würden sie eben so wol Krieg führen, als die Männer es jetzt thun.

Dies ist eine Anwendung der zweiten oben angeführten Regel. Denn niemand in der ganzen Welt hat sich einfallen lassen zu behaupten: daß eine geringere Geistesfähigkeit der Weiber daraus folge, weil sie nicht zu gemeinen Soldaten gebraucht werden können.

Die Rede ist ganz allein von der Geschicklichkeit, ein Heer anzuführen. Diese spricht man den Weibern ab, und daraus folgert man, daß ihre Geisteskräfte geringer sind, als die der Männer. Hier aber kann man nicht

nicht sagen, daß der Mangel dieser Geschicklichkeit von der geringern körperlichen Stärke herrühre. Bei wie vielen tausend Weibern würde wohl der größte General, der einzige Friedrich, den kürzern gezogen haben, wenn er sich in einen Faustkampf mit ihnen hätte einlassen wollen! Was aber alsdann geschehen würde, wenn lauter Weiber in der Welt wären, ist eine Schimäre, an die vollends niemand gedacht hat, und woraus noch weniger irgend etwas zu Gunsten der Weiber hergeleitet werden kann. Niemand ist in Abrede, daß sie alsdann Krieg führen würden — ihre Inklination dazu ist allgemein anerkannt — es wird bloß behauptet, daß sie nicht im Stande sind, ein Heer eben so gut anzuführen, als die Männer.

Es wird endlich eingestanden, daß es die Weiber in den Wissenschaften nicht so weit bringen, als die Männer. Indessen ist leicht zu beweisen, daß daraus auf ihre Geistes-kräfte kein nachtheiliger Schluß gezogen wer-

den

den kann. Dieser Beweis gründet sich auf die bereits entwickelten Principien. 1) Zuvörderst lacht man der Erfahrung ins Angesicht und weiset dadurch diese pedantische Rechthaberin ab. Denn so heißt es S. 27: „Wenn man die geringe Anzahl von Weibern bedenkt, die sich auf einzelne Fächer des menschlichen Wissens gelegt, und doch zugleich, daß sich einige darin sehr hervorgethan (?); so sehe ich nicht ein, wie man daraus auf eine größere natürliche Unfähigkeit dazu schließen wollte, weil sich unter der ungeheuren Anzahl von Männern einige finden, deren Stärke darin sie doch nicht haben erreichen können.“ Es haben sich einige Weiber in den Wissenschaften sehr hervorgethan! Wo ist ein Weib, auch nur ein einziges, das eine Wissenschaft erfunden, oder erweitert, oder eine neue Anwendung davon entdeckt, oder das auf irgend eine Art darin Epoche gemacht hätte? Und wer ist so unwissend, daß er nicht eine sehr große Anzahl von Männern kennte, die eins oder das andere hievon gethan

than haben? der nicht mehrere Werke von Männern, wie Euklids Elemente, Newtons Principia ꝛc. Leibnitzens Differential- und Integralrechnung zu nennen wüßte, wovon jedes allein mehr werth ist, als alles, was alle Weiber der ganzen Welt in den Wissenschaften geleistet haben, wie nur der wird läugnen können, der sich zu einem Newton oder Leibnitz nicht zu erheben vermag?

Doch, wohin gerathe ich mit meinen Fragen? Das ganze Verdienst der Männer in diesem Stücke ist nichts. Denn man kann behaupten, daß das ganze Licht der Wissenschaften in dem jetzigen wirklich erleuchteten Theile von Europa, im Grunde ein Werk der Weiber ist (S. 511)." Wem dies unbegreiflich scheinen sollte, der lese nur S. 510, und er wird sich bald überzeugen. Er wird sehen, daß die durch Lektüre gebildeten Weiber den Verstand ihrer Söhne frühzeitig öffnen, und dadurch eben das Licht anzünden, was diese nachher leuchten lassen; er wird

also,

also, der Erfahrung zum Trotz, einsehen, daß alle große und berühmte Männer solche Mütter hatten, die im Stande waren, ihren Verstand zu bilden (weil das ganze Licht der Wissenschaften von den Weibern herkömt) und er wird endlich, so ungebärdig sich auch das Geschichtsbuch der Welt dazu anstellen mag, hinfort nicht mehr glauben, daß die meisten großen Männer gerade aus dem glücklichen Mittelstande entsprossen, wo die meisten Mütter nicht Zeit und Gelegenheit haben, sich der Lektüre zu befleißigen und für eine wissenschaftliche Kultur ihres Verstandes zu sorgen und folglich auch nicht im Stande sind, zu einer solchen in dem Verstande ihrer Söhne den Grund zu legen.

Die meisten Söhnlein dieser Art kommen wie ein völlig roher Marmor unter die Hände der Männer, welche die Politur und ganze Bearbeitung durchaus von vorne anfangen müssen. Eine geringe Kenntniß von der Geschichte der Privat- und der öffentlichen

Leh-

Lehrer überzeugt uns davon sehr bald. Indessen, wie gesagt, es ist hinfort nicht mehr wahr, daß die meisten berühmten Männer aus diesem Mittelstande gekommen sind.

2) Es sind ferner einige Einwendungen, die hier gemacht werden könnten, zurück zu weisen. Die Vernunft sagt: Man kann denjenigen, die geringere Geisteskräfte bei den Weibern annehmen, nicht die bessere Erziehung der Männer entgegensetzen. Denn einmal würden sich die Weiber diese bessere Erziehung ebenfalls zu verschaffen wissen, wenn sie den Männern an Einsichten gleichkämen, indem die überlegene Stärke der Männer hier schlechterdings nicht in Anschlag kömmt, und auf die Sache nicht mehr Einfluß hat, als auf die Bildung des Ringes um den Saturn; und so denn hat es Zeiten gegeben, wo die Männer eine weit schlechtere Erziehung genossen, als die Weiber bereits seit geraumer Zeit genießen, und wo dennoch eine große Anzahl berühmter Männer auf-

stand,

stand, da hingegen das ganze goldne Zeitalter der Erziehung noch nicht Ein Weib aufzuweisen hat, die in irgend einer Wissenschaft (oder auch nur schönen Kunst) auf irgend eine Art Epoche gemacht hätte. Welche Zeit ist z. B. reicher an großen Männern als das Ende des 16ten und die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts?

Gleichwohl war es damals mit der Erziehung der Jugend schlecht bestellt. Denn das, was man leistete, ist durchaus nicht zu rechnen, oder ist schlimmer als Nichts. Man bearbeite das Gedächtniß und ersticke auf mehr als eine Art den Verstand. Es war also bloß die eigne Selbstständigkeit des männlichen Verstandes, die sich aus innerer Kraft sogleich empor hob. Auf das alles dient zur Antwort: Die Männer würden es nicht leiden, daß es die Weiber in den Wissenschaften eben so weit brächten, als sie, weil sonst die Weiber Mitregentinnen der Erde werden würden (S. 25); und die armen Weiber

sind

sind so übergutmüthig, ihrem Vortheile freiwillig und ohne alle Ursache zu entsagen. Freiwillig; denn, wenn sie auch nicht hoffen könnten, eine wissenschaftliche Kultur mit Gewalt zu erfechten, so könnten sie dieselbe doch durch Klugheit erringen, da sie hierin den Männern ganz gleich sind. Ohne alle Ursach: denn, wo sind die furchtsamen selbstsüchtigen Männer, die die Weiber an Ausbildung ihres Geistes hindern würden, aus Furcht, daß sich dieselben der Mitregentschaft über die Erde bemächtigen würden? (Der galante Herr Y hat sich hier einmal einen schlimmen Streich gespielt. Denn, wer wird ihn schützen, wenn die armen Mädchen denken, daß er ein ächter Reinholdianer, und, alle Behauptungen auf den Satz des Bewußtseyns zu stützen, gesonnen sey?) Wo ist der verständige Mann, der nicht am liebsten die Frau wählt, deren Verstand am meisten gebildet ist? Wahrlich, gleich und gleich gesellt sich gern.

3) Die

3) Die reine Unvernunft sagt endlich: Man kann gegen die Behauptung, daß die Weiber geringere Geisteskräfte haben, weil sie in den Wissenschaften so sehr weit hinter den Männern zurück bleiben, nicht einwerfen: „Dies käme daher, weil es den Weibern an der Triebfeder, sich mit Wissenschaften zu beschäftigen, fehle, an der Hofnung nämlich, dadurch Aemter und Ehrenstellen zu erlangen, und weil sich also auch die Fähigsten unter ihnen nie aus eignem freien Antriebe, sondern immer aus einer zufälligen Veranlassung auf eine Wissenschaft legen." Denn das wahre Genie ergreift seine Wissenschaft aus innerm Triebe und mit warmen Enthusiasmus für die Sache selbst.

Der Lohndiener, der eine Wissenschaft nur als Brodstudium treibt, ist und bleibt ein elender Stümper. Das wahre Genie bedarf nur einer gelegentlichen Veranlassung, um auf seinen Gegenstand gelenkt zu werden. Daran aber fehlt es den Weibern nie. Dies

alles

alles wird S. 27. 28 dadurch völlig widerlegt, daß der eben erwähnte uralte Einwurf wirklich gemacht wird. Dadurch, sage ich, ist die Behauptung der Vernunft, daß gedachter Einwurf nicht gemacht werden könne, völlig widerlegt. Denn, was wirklich gemacht wird, das muß doch gemacht werden können!

Abermals ein Beweis, wie oft die Unvernunft über die Vernunft triumphirt, und sie zum Schweigen bringt. Noch klärer wird die ganze Sache, wenn man erst S. 34 die Belehrung gefaßt hat, daß Genie und Gelehrsamkeit einerley und daß das erstere nicht etwa eine vorzügliche Kraft, sondern nur eine Außerung der Seelenkräfte ist. Es heißt daselbst: „Diese (die gesunde Vernunft) ist von derjenigen Aeußerung der Seelenkräfte, die wir Gelehrsamkeit oder Genie nennen, himmelweit unterschieden." O ihr betrogenen Vertheidiger der reinen Vernunft! Nichts als Luftstreiche habt ihr gemacht!

macht! Es hat euch, wegen der Standhaftigkeit eurer Gegner, manchen Schweißtropfen, manche zernagte Feder gekostet, um zu verhüten, daß die Männer mehr Genie haben, als die Weiber.

Gut! Aber was habt ihr nun damit gewonnen? wollt ihr etwan daraus folgern, daß die Männer in Absicht ihrer Seelenkräfte einen Vorzug vor den Weibern haben? So merkt ihr nicht, daß ihr den allergröbsten Trugschluß macht. Denn Genie ist nicht Kraft, es ist nur Gelehrsamkeit, nur Aeußerung der Kraft. Daß aber die Männer mehr Gelehrsamkeit haben, daß sich bei ihnen die Seelenkräfte mehr äußern, das läugnet ja niemand: es kömmt ganz natürlich daher, weil die Männer durch Gelehrsamkeit Ehrenstellen erlangen können, den Weibern aber nicht vergönnt ist, dieselbe als eine so einträgliche Profession zu betreiben. Merkt ihr nun, daß ihr mit dem Don-Quixotte gegen die Windmühlen gekämpft habt?

Des

ersten Abschnittes

Zweite Abtheilung,

Von der Verherrlichung der reinen Unvernunft durch die neuesten Verhandlungen über die Rechte der Menschheit.

Die Menschen sind zur Gesellschaft gebohren, und mehr als ein Bedürfniß treibt sie an, sich auch in größere Gesellschaften zusammen zu begeben, und so sich nach und nach zu einem Staate zu vereinigen. Der ursprüngliche Zweck eines Staates ist dann immer Sicherheit des Eigenthums. Allein, was hindert uns, diesen Zweck zu erhöhen, und ihn in die gesammte Vollkommenheit zu setzen, deren Erreichung durch bürgerliche Gesellschaft möglich ist? Diese Vollkommenheit ist aber theils eine innere, theils eine äußere. Die letztere besteht in der Sicherheit der Personen, und aller ihrer Rechte (folglich auch des Eigenthums); die erstere aber in derjenigen intel-

lektu-

lektuellen und moralischen Bildung des Geistes, die nur in einer bürgerlichen Gesellschaft möglich ist.

Was die moralische Ausbildung anlangt, so ist klar, daß die meisten und stärksten Triebfedern zur Ausbildung großer und schwerer Tugenden nur in der bürgerlichen Gesellschaft statt finden, daß auch nur hier die heftigern Leidenschaften möglich sind, durch deren Bekämpfuug die Tugend sich üben und zeigen kann. In Absicht auf die intellektuelle Bildung des menschlichen Geistes fällt noch mehr in die Augen, daß Wissenschaften und Künste außer der bürgeriichen Gesellschaft kaum aufzusprossen im Stande sind. Denn sollen sie zu einer beträchtlichen Höhe heranwachsen, so muß es gelehrte Schulen, Akademien, oder überhaupt große Anstalten geben, wodurch sie befördert werden können; es muß ferner sehr viele Menschen geben, die Muße haben, sich mit einzelnen Zweigen des Wissens ausschließend oder vorzüglich zu beschäftigen und

die durch keine ökonomische Angelegenheiten gestört werden; es müssen endlich sehr starke Triebfedern da seyn, die außer den eigentlichen Genies, auch andere Menschen bewegen, ihre Zeit, ihre Vergnügungen, ihre Gesundheit den Wissenschaften aufzuopfern. Das alles aber ist nur in der bürgerlichen Gesellschaft denkbar.

Aus diesen bloß hingeworfenen Ideen erhellet, wie unendlich viel wir der bürgerlichen Gesellschaft zu verdanken haben: und daher ist es auch die angelegentlichste Beschäftigung der Vernunft, für die Erhaltung und Verbesserung derselben zu sorgen. Wenn nun das Oberhaupt des Staats in einen Despoten ausartet, d. i. nicht nach vorher bekannten Gesetzen, sondern nach Willkühr regiert, so wird dadurch die bürgerliche Gesellschaft, ihrem Wesen nach, vernichtet. Denn es wird der Zweck zerstört, der durch sie erreicht werden soll.

Wie kann Sicherheit der Personen und der Rechte bestehen, wenn ein Despot willkührlich damit schaltet! Wer sich auch keiner Uebertretung irgend eines Gesetzes bewußt ist, ist deshalb doch keinen Augenblick seiner Rechte sicher; denn es wird gar nicht nach Gesetzen regiert. Ferner wird der moralischen Ausbildung geschadet. Abgesehn von dem Einflusse des bösen Beispiels, wenns der Landesherr giebt, und was immer zunächst auf die wirkt, die ihn umgeben, von diesen wieder auf andere, und so fort; abgesehen von den vielen unsittlichen Handlungen, wozu das Elend verführt, was der Despot verbreitet, so ist schon die mißmüthige Gemüthsstimmung, die ein despotischer Druck erzeugt, so wie die damit verbundene Kleinmüthigkeit und das Gefühl der Dependenz von den willkührlichen Launen eines Menschen unendlich schädlich.

Frohsinn ist die Quelle der geselligen Tugenden; Mißmüthigkeit vergiftet diese Quelle. Ein edles Selbstvertrauen erwärmt zu allen

Tugenden, die Anstrengung erfordern, und sich über das Mittelmäßige erheben; Kleinmüthigkeit ist wie ein Frost, worin diese kostbare Frucht erstirbt. Eine lebhafte Selbstachtung, die aus dem Gefühle gesetzmäßiger Freiheit entspringt, spornt zu edlen und großen Handlungen an, und flößt gegen kleinliche und niederträchtige einen Abscheu ein; der Mangel dieser Selbstachtung aber, oder, ein niedriger Sinn (esprit de canaille) der unzertrennliche Begleiter des Gefühls der Sklaverei, wirkt das Gegentheil.

Auf die intellektuelle Ausbildung des Geistes einer Nation hat der Despotismus aus ganz ähnlichen Gründen einen ganz ähnlichen Einfluß.

Da demnach durch den Despotismus der ganze Zweck eines Staates vernichtet wird, so zerstört er die bürgerliche Gesellschaft, ihrem Wesen nach. Der Despot vernichtet also in seiner Blindheit das, was ihm, als einem Regenten, das Daseyn giebt, und

hebt

hebt also selbst sein Recht, zu regieren, auf. In dem Augenblicke, da er anfängt, despotisch zu herrschen, hört er rechtmäßig auf, das Oberhaupt des Staats zu seyn, weil er selbst den Zweck des Staats vernichtet, um dessentwillen er doch allein als Oberhaupt anerkannt wird.

Noch viel schlimmer aber, als die Drangsale des Despotismus, sind die Greuel der Anarchie. Der Despot muß doch immer fürchten, daß man sich gegen ihn empören könne (Despoten sind ohnehin zur Furcht geneigt) und daher, in manchen Fällen wenigstens behutsam seyn; er hat ferner, wie jeder Mensch, eine Art von System in seiner Handlungsweise, das man bald auslernen, und sich dadurch in vielen Fällen sicher stellen kann; er ist endlich nur Eine Person, deren Leidenschaften befriedigt werden müssen; und man findet bei ihm wenigstens gegen diejenigen Schutz, die ihm gleichgültig sind, oder die er nicht kennt.

Bei

Bei der Anarchie dagegen sind tausend Despoten, statt eines: jeder Stärkere ist der Unterdrücker des Schwächern, und keine Furcht hält den gewaltigen Arm zurück: hier sind Tausende, deren wild sich durchkreuzende Leidenschaften befriedigt seyn wollen; hier ist schlechterdings gar kein System in der Handlungsweise, und das Spiel der zügellosen Leidenschaften löst sich in kanibalische Barbarei auf.

Das sind einige Züge zu dem abscheulichen Gemälde des Despotismus und der Anarchie. Jedes biedere Herz muß bei dem Anblick dieser Kinder der Finsterniß vor Unwillen entbrennen; und jeder edle Mann seine ganze Kraft aufbieten, sie von der Erde zu verbannen. Glücklich, wenn sich eine Gelegenheit dazu darbietet! und wehe dem, der sie unbenuzt vorbeigehen läßt!

So denkt die Vernunft. Mit hämischem Gelächter aber tritt ihr die reine Unvernunft

in

in den Weg, und ruft ihr die Namen Aloysius Hoffmann! Robespierre! Marat! und unzählige andere Namen ihrer furchtbaren Repräsentanten in politischen Angelegenheiten, entgegen. Da wir in dem Vorigen ihr großes Uebergewicht über die Vernunft schon erwiesen haben, so nehmen wir, aus tiefer Hochachtung für ihre Machtvollkommenheit, alles willig zurück, was wir eben gesagt haben, und sind bereit, uns von ihr, oder welches gleich gilt, von ihren Repräsentanten, belehren zu lassen, wie es mit der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft eigentlich gehalten werden müsse.

Wem wäre der berühmte Schauplatz unbekannt, wo die reine Unvernunft bisher so glänzende Triumphe davon getragen hat? Wem der schimmernde Tempel, den sie sich zu Paris errichtet hat, und von dem sie mit Recht sagen kann: exegi monumentum, aere perennius! Denn die späteste Nachwelt wird ihn anstaunen und sich über die Kühnheit des

Werks

Werks wundern. Mit glühendem Purpur ist er gefärbt, und mit glänzenden Perlen gezieret. Dieser Purpur ist das Blut von vielen Tausenden erwürgter Männer, und diese Perlen sind zahllose Thränen jammernder Weiber und vaterloser Kinder.

So wie ein Baum nicht in seiner ganzen Größe aus dem Keime hervorgeht, sondern nur nach und nach sich entwickelt, und erst nach mehrern entflohenen Lenzen den Wanderer unter seine schattigte Wölbung aufnimmt; so auch die reine Unvernunft. Sie zeigte sich in der ersten Nationalversammlung in ihren Kinderjahren, genoß in der zweiten mit fröhlichem Muthe die Jünglingsjahre, und hat im Konvent den höchsten Grad der männlichen Stärke erreicht; wenigstens haben wir uns vergeblich angestrengt, eine noch weiter fortschreitende Vervollkommnung zu ersinnen.

Doch jedes Gleichniß hinkt! und wir sind fast genöthigt, der reinen Unvernunft die Injurie abzubitten, daß wir sie bei ihrem

rem Eintritt in die erste Nationalversamm-
lung mit einem Kinde verglichen haben.
Doch wir hoffen, daß sie es uns so übel nicht
deuten wird, wenn wir freimüthig gestehen,
daß der Einfall eine bloße Naivetät von uns
war. Wir meynten, ihr und der erhabenen
Assemblee, dadurch etwas schmeichelhaftes
zu sagen. Wer kann sich immer so in Acht
nehmen, daß man sich nicht zuweilen sollte
von der gemeinen Denkart überraschen las-
sen! In der That aber ist unser Gleichniß
sehr unschicklich. Denn der allererste Schritt,
den die reine Unvernunft in der gedachten
Assemblee that, war so groß, daß wir sie
wenigstens für die Tochter eines Cyklopen
halten müßten, wenn wir glauben könnten,
daß sie als Kind dazu fähig gewesen wäre.
Da wir aber die ganze Historie von den Cy-
klopen für ein Märchen halten, weil Homer
blind war und folglich in allem, was er von
sichtbaren Dingen erzählt, keinen Glauben
verdient, so können wir dieser Meynung nicht
zugethan seyn.

Der

Der gedachte Schritt nämlich war nichts geringeres, als die gewaltsame Verletzung eines heiligen Eides, der einer ganzen Nation geschworen war; und er geschahe den 20sten Jun. 1789, da man sich für eine konstituirende Versammlung erklärte, die keiner Einschränkung und keiner andern Gewalt unterworfen, so wie auch niemanden, als sich selbst Rechenschaft schuldig, wäre *). Gleichwol hatten alle Deputirten in ihren Cahiers ihre völlig bestimmten Instruktionen. In allen diesen Instruktionen trug ihnen die Nation auf: „sie sollten die Form der Regierung unverändert lassen, dem König getreu seyn, und sich auf die Verbesserung der Mißbräuche einschränken." (S. die Schrift: Vorschrift der französischen Nation an ihre Stellvertreter. Leipz. 1792): und jeder Deputirte hatte seinen Kommittenten den heiligsten Eid geschworen, daß er den

*) Mirabeau sagte: Notre convention nationale est superieure à toute limitation et à toute autorité. Elle ne doit compte qu' à elle meme.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0172
DFG

den erhaltenen Vorschriften genau nachleben wolle.

Die Versammlung war also eine völlig konstituirte Gewalt; sie — schuf sich in eine konstituirende um. Sie war der Nation und auf deren buchstäblichen Befehl, dem Könige untergeordnet; sie — erklärte sich, ächt despotisch, für erhaben über alle andere Auctorität. Sie war der Nation und dem Könige Rechenschaft schuldig (weil sie beiden subordinirt war); sie aber erleichterte ihr Gewissen, und setzte nur sich selbst zur Richterin über sich ein (ohnstreitig, weil sie in ihrer Weisheit vorher sahe, daß man so am besten fahren würde, indem andere Richter zuweilen ihre Grillen haben, und Flecken sehen wollen, wo in unsern eigenen Augen alles rein ist, wie das Sonnenlicht!). Sie sollte, auf buchstäblichen Befehl der Nation, die Regierungsform unangetastet lassen (maintenir la forme du gouvernement; s. d. angef. S.); dagegen war ihr Dichten und Trachten darauf

auf gerichtet, eine neue zu schaffen. Sie sollte auf die Abstellung der Mißbräuche eingeschränkt seyn (se borner à la reformation des abus); aber sie erklärte sich, aus eigner Machtvollkommenheit, für erhaben über alle Einschränkung (superieure à toute limitation).

So mächtig an den Schwachen bewies sich die reine Unvernunft gleich bei ihrem ersten Eintritte in die französische Volksversammlung. Freilich war ihr Fuß noch wankend, und sie gab sich unter andern die Blöße, einmal den Einwurf für wichtig zu halten: daß es doch wohl unrecht seyn mögte, die von der Nation erhaltenen Vorschriften zu übertreten, und den ihr geleisteten Eid zu brechen. Allein, zu ihrer Ehre sey es gesagt, sie erholte sich bald wieder, und antwortete durch Mirabeaus Mund: „Wenn wir verbunden wären, uns bloß an das zu halten, was in unsern Vorschriften steht, und weiter nichts zu thun; so hätte man bloß diese Hefte, nicht uns hieher zu schicken gebraucht."

Wir

Wir machen hiebei die Fürsten auf eine ökonomische Einschränkung aufmerksam. Sie wenden große Unkosten auf, um an den fremden Höfen Gesandte zu unterhalten; sie könnten aber alle diese theuern Herren entbehren. Denn sie dürften, statt derselben, nur die geschriebenen Instruktionen, die sie ihnen mitgeben, an die Höfe senden. Diese kosten nichts, als ein wenig Postgeld, und würden doch die Angelegenheiten ihres Herrn eben so gut besorgen, als die Gesandten selbst. Denn offenbar ist doch die persönliche Gegenwart eines Gesandten an einem fremden Hofe weit weniger nöthig, als die eines Deputirten bei einer Volksversammlung.

Die Ausführung dieser kameralistischen Idee würde einem Fürsten eben so viel einbringen, als wenn er die Pacht aller seiner Domainengüter erhöhet hätte, und wir hoffen daher, durch einen Schluß aus der Analogie, daß man mich für diesen Vorschlag nächstens zu der Würde eines Kammerpräsi-

denten,

denten, oder wenigstens eines Kriegsraths huldreichst befördern werde.

Wir haben übrigens mehr als einmal den Verdruß gehabt, zu hören, daß sich die Verläumdungssucht erfrecht, die oben gerühmte große That, wodurch sich die reine Unvernunft in der ersten Nationalversammlung ankündigte, zu verkleinern, oder wohl gar auf Rechnung der Vernunft zu schreiben. Für unser Gefühl ist es unausstehlich, wenn sich eine kleinliche Seele bestrebt, irgend jemanden, wäre es auch der reinen Unvernunft, das ihm gebührende Lob zu schmälern. Wir sagen mit dem Dichter:

Dem Verdienste seine Kronen!
Untergang der Lügenbrut!

Daher wollen wir auch, aus Liebe zur Wahrheit, jene Verläumder hier zum Stillschweigen bringen. Sie sagen: „Es ist freilich wahr, daß die Deputirten der ersten Nationalversammlung ihre Vorschriften überschritten,

ten, und also den der Nation geleisteten Eid in so fern brachen. Allein die Nation hat das gut geheißen; sie hat nachher gebilligt, was die Deputirten thaten, hat die von denselben entworfene Constitution angenommen; und es ist also klar, daß die Deputirten, wenn gleich nicht nach den Buchstaben, doch nach dem Geiste der ihnen gegebenen Vorschriften gehandelt haben. Folglich war ihr Verfahren ein Werk der Vernunft."

Beneficia non obtruduntur, sagen die Juristen, und so lange das gilt, soll sich niemand unterstehen, das erwähnte Verdienst, der Vernunft mit Gewalt aufzubürden. Ohne gewaltsame Zwangsmittel aber, wird sie die Ehre desselben nicht annehmen. Denn

1) wo ist der Beweis, daß die Nation das Verfahren der Nationalversammlung gebilligt habe? Freilich die größere Anzahl der Fäuste hat es gut geheißen, und darum haben die übrigen schweigen müssen.

Wir

Wir haben uns aber sagen lassen, daß vorzüglich die Köpfe die Nation ausmachen; und daß die stimmgebenden Fäuste, der Regel nach, für die schlechteste Parthie entscheiden. Doch, hievon abgesehen, so frage ich: gehört die ungeheure Anzahl derer, die durch die neue Konstitution verlohren haben, nicht zur Nation? und würden diese die Konstitution gebilligt haben, wenn sie hätten sprechen dürfen? Oder hatten etwa diejenigen, die nichts zu verlieren hatten, und sich auf den Ruinen anderer erhoben, eine entscheidende Stimme? Die Vernunft würde über eine solche nachfolgende Billigung ihres Verfahrens vor Scham vergehen.

2) Die Vernunft ist zwar kühn, aber doch nicht tollkühn. Gesetzt also, die Nation hätte das Verfahren der Nationalversammlung nachher gut geheißen; so würde doch die Vernunft nie zu einem solchen Wagestücke fähig gewesen seyn, einen heiligen, der Nation geleisteten, Eid zu brechen, dabei ruhig abzu-

abzuwarten, ob die Nation das billigen werde, und zu glauben, daß sie recht daran thue.

3) Das scheinbarste Argument, was die Verläumder der reinen Unvernunft hier anbringen könnten, wäre dieses. Sie könnten sagen: „Die Deputirten sahen, daß sie durch Abweichung von ihren Vorschriften das Wohl der Nation am besten befördern konnten; das Wohl des Volks aber mußte ihnen über alles gehen; sie handelten also vernünftig."

Allein dieses Argument beruhet auf einem Grundsatze, den die Vernunft verabscheut. Denn, den Vertrag zu brechen, den die Deputirten, als Kommissarien, mit ihren Kommittenten eingegangen waren, war Unrecht. Soll also ihr Verfahren durch den hiedurch erzielten Nutzen gerechtfertigt werden, so kann das nur unter Voraussetzung des Grundsatzes geschehen: Nutzen geht über Recht! wobei wir dem in diesem Fache ge-

übten Scharfsinn unserer Gegner die Aufgabe vorlegen: eine Spitzfindigkeit zu ersinnen, wodurch sie diesem Grundsatze den Schein des Vernünftigen geben können. Und wo ist denn das gerühmte Wohl des Volks, was die erhabene Versammlung vor Augen gehabt haben soll? In der ganzen Zeit, wo die Konstitution dauerte, hat sich auch nicht Eine Spur davon gezeigt. (Auf die abgenutzte, höchst triviale Einwendung: daß bei jeder Revolution eine große Gährung nothwendig sey, und daß sich die Vortheile erst nach Endigung der letztern zeigen können, nehmen wir keine Rücksicht, weil wir nicht glauben, daß jemand so arm am Geiste sey, sich noch jetzt auf dieselbe zu stützen.)

Oder besteht das Wohl des Volks etwan in den Wörtern: Freiheit und Gleichheit! An Verminderung der Abgaben, und Vermehrung des Wohlstandes unter dem Volke war doch wahrlich nicht zu denken, da die Nationalversammlung die Staatsausgaben wenig-

wenigstens nicht vermindert, und die Schuldenlast ganz ungeheuer vermehrt hatte. Ja! die nämliche Nation (in dem Sinne meiner Gegner), für deren Wohlfarth die gepriesene Konstitution so herrlich gesorgt haben soll, sahe diese Konstitution ein Paar Jahre nachher als den Abgrund des Verderbens an, und verfolgte diejenigen, die sie vertheidigten, mit mörderischen Dolchen. Ihre neuen Stellvertreter hatten izt andere Absichten zum Besten der Nation, und das Wohl des Volks hatte sich, nach der Weise des schlauen Proteus in eine andere Gestalt verwandelt.

Die günstige Hoffnung, welche demnach die reine Unvernunft gleich anfangs von sich erregte, ist in der Folge nicht zu Schanden geworden und es sey uns erlaubt, dies durch einige Thatsachen zu bestätigen.

Es war eine der ersten Vorschriften, die alle Deputirte in ihren Instruktionen erhalten hatten: daß die französische Staatsverfassung nicht monarchisch seyn und blei-

ben, daß die gesetzgebende Macht von den Stellvertretern der Nation in Gemeinschaft mit dem Könige ausgeübt werden, daß die Person des Königs unverletzlich, und nur die Minister gegen die Nation verantwortlich seyn sollten (S. die ang. Schr.). Was haben nun die Väter des Vaterlandes, die getreuen Deputirten, von diesem ausdrücklichen Willen der Nation in Erfüllung gebracht? Anstatt die gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich mit dem Könige auszuüben, rissen sie dieselbe ausschliessend an sich, und zankten sogar darüber, ob sie dem Monarchen das armselige Veto einräumen wollten. Anstatt, kraft des ausdrücklichen Willens der Nation, die Unverletzlichkeit der Person des Königs zu respektiren, stritten die Meineidigen darüber, ob sie ihren Monarchen vor die Schranken citiren wollten. An die Stelle einer ächten Monarchie setzten sie eine scheinbare, die in der That eine Demokratie war, und worin ein König größtentheils nur dem Namen nach existirte.

So

So wurde die unglückliche Nation von denen, auf die sie ihr Vertrauen gesetzt hatte, von allen Seiten betrogen. Das hieß doch wahrlich nicht bloß, mehr thun, als in den Cahiers von der Nation befohlen war, sondern gerade das Gegentheil davon thun.

Wer ist nun so blödsinnig — wir fragen dreist — daß er hier die volle Wirksamkeit der reinen Unvernunft verkennen sollte?

Die nämliche Frage würden wir auch in Absicht auf die Aufhebung des Adels an unsere geneigte Leser thun, wenn wir nicht fürchteten, daß mancher (der sich innigst freuen würde, wenn er adlich werden könnte,) ein Aergerniß daran nehmen mögte, und wenn nicht die Sache selbst, aus einigen Gesichtspunkten betrachtet, in einem zweideutigen Lichte erschiene.

Wenn unter den bürgerlichen Vorzügen, die der französische Adel besaß, kein einziger war, den er rechtmäßigerweise genoß; so ist

es

es keinem Zweifel unterworfen, daß man alle seine anmaßlichen Vorzüge vernichten, und den Adel aufheben konnte. Besaß er aber wenigstens einige Vorzüge rechtmäßig; so ist eben so unwidersprechlich gewiß, daß ihm diese ohne seine Einwilligung von keinem vernünftigen Wesen genommen werden konnten; daß sich also der Adel, der Sache nach, nicht aufheben ließ, wenn man auch das armselige Kinderspiel hätte treiben wollen, die äußerlichen Zeichen desselben zu vernichten. Oder will man uns etwa wieder den Willen der Nation entgegensetzen? So thun wir wieder die obigen Fragen. Wo ist der Wille der Nation? Kann man läugnen, daß ein sehr großer Theil derselben nicht zu sprechen wagte, aus Furcht vor der laternisirenden Tyrannei der herrschenden Parthei?

Wir setzen aber auch hinzu: wenn auch alle übrigen, außer dem Adel, den selbstsüchtigen Willen gehabt hätten, die Vorzüge des letztern aufzuheben (welches sich allenfalls annehmen

nehmen läßt); so bleibt die Sache deshalb doch eben so ungereimt und ungerecht, wofern der Adel auch nur einige rechtmäßige Vorzüge besaß. Denn seit wann läßt sich das Recht eines andern durch Stimmenmehrheit vernichten? Kann auch die einmüthige Stimme einer ganzen Nation machen, daß 2 × 2 nicht mehr 4 ist? O ihr Menschen, wann werdet ihr doch von der Heiligkeit des Rechts einen Begriff bekommen? Wann werdet ihr aufhören, die unverletzliche Würde desselben, und euch selbst, durch solche Behauptungen zu schänden! Das, wozu ich ein Recht habe, darf mir nur durch meine eigene freiwillige Entsagung, aber schlechterdings nicht durch den Willen eines andern, selbst durch den Willen der ganzen Welt nicht, genommen werden.

Sehr glänzend sind also die Trophäen, welche sich die reine Unvernunft bereits durch die erste Nationalversammlung errichtete; doch weit glänzender sind die, wodurch sie

sich

sich in der zweiten verewigt hat. Wer denkt nicht an die schauderhaften Auftritte in Avignon, und an die den verworfensten Bösewichtern bewilligten Amnestie! Wir wollen hören, was Herr Favreau darüber gesagt hat.

„So eben komme ich, mein Herr, — schreibt er an Regnault Beaucaron, Mitglied der jetzigen Nationalversammlung — aus jenem blutigen Lande der Proscription, wo mir zu lange Zeit alle nur mögliche Arten von Verbrechen die gültigen Beweise waren, daß es Menschen gab. Ich habe daselbst die Verwandten und Freunde jener von den Räubern hingemordeten Opfer in der martervollen Gewißheit verlassen, daß jetzt die Reihe an sie kommen wird; und gewiß ist dies der erste Gebrauch, den Jourdan und seine Mitschuldigen von ihrer Freiheit zu machen gedenken."

„Gewiß, fährt er fort, würde man einer sehr großen Beredsamkeit bedürfen, um die

die neue Akte der Amnestie als gut und vortrefflich darzustellen, diese Akte, welche auf Unkosten dessen, was heilig und theuer ist, die menschliche Gesellschaft verdammt, in ihren Schooß Tyger aufzunehmen, die sie zerfleischt haben. Auf ihm laste schwer die Schande, welche die gesetzgebende Versammlung ganz Frankreich angethan hat." Endlich setzt er hinzu: „Brennen, Plündern, Morden, gewaltsam die Unschald schänden" — ach! es schaudert mich bei jedem dieser Worte, und doch ist alles nur zu wahr, bis auf die Sitten der Kannibalen — dies ist die Masse von Schrecknissen, welcher wegen ohngefähr hundert Bösewichter in den Gefängnissen von Avignon festgehalten wurden, von denen die Hälfte, die durch gesetzliche Formen überwiesen war, sich nun (nach dem Dekret der Amnestie) zu neuen Grausamkeiten bereit macht *)."

Zum

*) S. die Minerva von Archenholz. Band II. S. 417 ꝛc.

Zum Behufe der ausgebreiteten Gerechtsame, welche der reinen Unvernunft in dem ganzen Wirkungskreise der zweiten Nationalversammlung zustehen, wollen wir auch einige Urkunden von allgemeinem Inhalt beibringen.

Der Herr von Archenholz, der, wenn er partheiisch ist, es bekanntlich nicht gegen, sondern für die Franzosen ist, sagt mit dürren Worten: „Hier entstanden nun Scenen, die der Verfasser mit Wehmuth niederschreibt, weil sie die zweite, ohnehin durch so wenig Weisheit, wohl aber durch zahllose Flecken bezeichnete Nationalversammlung in dem ungünstigsten Lichte zeigt *).

Ja! manche Mitglieder der Versammlung selbst fühlten das höchst unwürdige Betragen derselben. So beschreibt Herr Regnault Beaucaron die empörende Art, wie die Dekrete derselben entstanden. „Ein Dekret, sagt er, wird Tages von zweien oder

*) Minerva B. II. S. 302.

oder dreien ausgebrütet, am andern Tage von fünf oder sechs ihrer Anhänger unterstützt und alsdann der Trägheit, der Furcht, und der sinnlichen Betäubung der Versammlung entrissen *)." Schande der elenden Versammlung, die eine große Nation repräsentiren will, und sich aus Trägheit, Furcht und sinnloser Betäubung Dekrete entreißen läßt! — — „Heil ihr! Heil ihr, meiner Vertrauten!" Wer sollte dich verkennen, mächtige Stimme! Verzeihe Schutzgöttin der Nationalversammlung, gewaltige Unvernunft! verzeih unser einseitiges Urtheil! wir wollen uns dafür auch mit dir freuen, daß die dir geweihte Versammlung sich einst darüber zankte, ob der Stuhl des Königs mit Tressen besetzt seyn dürfe oder nicht? und ob einer Deputation von ihr Ein oder zwei Thorflügel im königlichen Pallast geöffnet werden müßten? Wir wissen nichts anzuführen, was deines allerhöchsten Wohlgefallens mehr gewiß seyn könnte, als sich mit

*) Minerva B. II. S. 424.

mit solchen armseligen Possen zu beschäftigen, während daß man für das Wohl eines großen Volks sorgen soll. Wir würden sonst nicht unterlassen, davon zum Besten deiner Lieblinge die ehrenvollste Erwähnung zu thun, um die begangenen Fehler einigermaßen wieder ins Gleiche zu bringen.

Indem wir endlich unsern Blick auf den jetzigen Konvent in Frankreich richten, ergießt sich unser Unwille in eine Klage, die man zwar oft genug gehört, die aber noch nie so gerecht war, als hier. Es schmerzt uns, daß die Sprache viel zu arm ist, um das, was wir fühlen und denken, bestimmt und stark genug auszudrücken. Die Schuld davon liegt gewiß nicht an unserer Unwissenheit in der Sprache. Freilich geht es den Ausdrücken in der Sprache wunderlich genug. Sie verhalten sich zu den Gedanken wie die Deckel zu den Töpfen. Ein Deckel paßt nicht auf den Topf, wenn er zu klein ist, aber auch nicht, wenn er zu groß ist, oder wenn

gar

gar kein Topf da ist. Viele nun von unsern Mitbrüdern im Apollo, die über die Armuth der Sprache seufzen, sind gleich einem Koche, der es bejammerte, daß der Deckel nicht passe, wenn er doch gar keinen Topf hatte. Nicht so mit uns: das wird aus folgendem zur Genüge erhellen.

Die reine Unvernunft, wie die Kritik derselben lehrt, schaft sich zwar ein Ideal, aber sie kann es schlechterdings nicht realisiren. Wie in allen Stücken, so wird sie auch hier von der reinen Unvernunft übertroffen. Diese schaft nicht allein ihr Ideal in Gedanken, sondern sie, die allgewaltige, hat es auch glücklich realisirt. Der Konvent ist ihr Ideal! Da es nun bisher noch keine idealischen Objekte im strengsten Sinne in der Welt gegeben hat; so fehlt es auch der Sprache gänzlich an Ausdrücken, womit dergleichen Sachen völlig bestimmt und stark genug bezeichnet werden könnten. Da wir aber alle schwankenden und unbestimmten

Aus-

Ausdrücke hassen; so enthalten wir uns billig des Versuchs, die idealische Größe des Konvents zu schildern, und das Erstaunen darüber, wovon wir vom Kopf bis in die Zehen durchdrungen sind, an den Tag zu legen. - Und wenn wir tausend Zungen hätten, so würde der Versuch vergeblich seyn. Nur eine Anmerkung mag man uns vergönnen!

Es ist ein Charakter, den das Reich der Unvernunft mit dem Reiche der Finsterniß gemein hat, daß es mit sich selbst uneins ist. Die Stimmen des ganzen vernünftigen Europa's haben sich augenblicklich darüber vereinigt, die Ermordung des unglücklichen Königs, Ludwigs XVI., für eine idealisch unvernünftige That anzuerkennen. Aber unter den Vasallen des Reichs der Unvernunft giebt es genug, die, gegen das eigene Interesse ihres Staats, als ächte Schüler eines Marat und Robespierre, die besagte That ihrer Beherrscherin, der reinen Vernunft, abdisputiren, und, wo nicht ganz, doch zum

Theil

Theil auf Rechnung der Vernunft schreiben wollen. Diese armen Wichte wissen nicht, gegen wen sie sich auflehnen. Sie haben in ihrer Geistesabwesenheit allerlei Gaskonaden vorgebracht, wodurch sie zu beweisen vermeynten: daß der König, nach der von ihm und dem Volke beschwornen Konstitution, habe verurtheilt werden können. Wie aber alle diese Armseligkeiten in ein gänzliches Nichts zusammen fallen, ist von mehrern schon so handgreiflich dargethan, daß man diese Männer beleidigen würde, wenn man darüber noch ein Wort sagen wollte. Nur ein Argument haben die Einwohner des Reichs der Unvernunft noch neuerlich vorgebracht, worauf man, unsers Wissens, noch nicht geantwortet hat, aber eben so leicht, als auf das übrige, antworten kann. Sie sagen: Der König hat treulos gehandelt und die Konstitution gebrochen. Der Vertrag war also aufgehoben, und die Nation nicht mehr daran gebunden. Sie brauchte also den König nicht mehr für unverletzlich zu erkennen,

nen, und hatte demnach ein Recht, ihn hinrichten zu lassen."

Von dem noch zu führenden — Beweise, daß der König die Konstitution nicht gehalten habe, wollen wir gänzlich absehen, und annehmen, daß er in diesem Stücke wirklich im höchsten Grade schuldig sey; so war doch die, von der Nation und dem Könige beschworne, Konstitution ein Vertrag, worin die Nation versprach: „daß, wenn der König im höchsten Grade treulos handeln würde (wenn er z. B. eine Armee gegen die Nation anführen würde), seine Strafe bloß in der Absetzung, und in weiter nichts, bestehen sollte." Wenn man demnach sagt: die Nation habe durch die Treulosigkeit des Königs ein Recht bekommen, sich an seiner Person und seinem Leben zu vergreifen; so heißt das: die Konstitution sey ein Vertrag gewesen, wobei der eine Theil (die Nation) berechtigt gewesen sey, das nicht zu halten, was er versprach. Höchste Treulosigkeit

teit des Königs war eben die Bedingung, unter welcher der König bloß abgesetzt werden sollte. Dies war das von der Nation beschworne und vom Könige angenommene Versprechen. Nun trat jene Bedingung ein: der König war treulos. Und die Nation soll doch berechtigt gewesen seyn, ihn nicht bloß abzusetzen, sondern auch am Leben zu strafen! d. i. berechtigt, das nicht zu halten, was sie eidlich versprochen hatte! Was für ein Vertrag wäre das, wobei die eine Parthei berechtigt wäre, bei dem Eintreten einer gewissen festgesetzten Bedingung, das nicht zu thun, wovon sie versprochen hatte, daß sie es bei dem Eintreten dieser Bedingung thun wolle. Man muß wahrlich schon ein ziemlicher Günstling der reinen Unvernunft seyn, sich einen solchen Vertrag zu denken!

Dies ganze scheinbare Argument also, womit man die Ermordung des unglücklichen Ludwigs der reinen Unvernunft abdisputi-

ren und als eine That der Vernunft verdächtig machen will, ist nichts als ein Schatten der Nacht, der bei der geringsten Beleuchtung in Nichts verschwindet.

Robespierre (wenn wir nicht irren, oder doch einer von den Gesellen seiner blutigen Rotte) behauptete im Konvent: „es sey ungereimt, anzunehmen, daß die Nation dem Könige eine uneingeschränkte Unverletzlichkeit zugestanden habe.“ Eine Behauptung, die ihm, als einem idealisch vernunftlosen Wesen alle mögliche Ehre bringt! Denn 1) war in den Vorschriften, welche die Nation ihren Deputirten gegeben hatte, eine Unverletzlichkeit der königlichen Person mit dürren Worten, ohne alle Einschränkung, festgesetzt, und eben so auch in der Konstitutionsakte völlig uneingeschränkt angenommen. Und 2) eine eingeschränkte Unverletzlichkeit, was ist das für ein Ding! Das ist wie eine eingeschränkte Unsterblichkeit, eine Unsterblichkeit, die tausend Jahr währt! Denn wenn die Unver-

verletzlichkeit des Königs eingeschränkt ist, so heißt das: seine Person kann unter gewissen Bedingungen angegriffen werden. Allein dann ist er gar nicht unverletzlich. Denn die Schikane des Partheigeistes kann in jedem Falle den großen Haufen leicht verblenden, und ihn glauben machen, daß die gedachten Bedingungen statt finden.

Wie idealisch vernunftlos die Ermordung des Königs war, erhellet übrigens nicht bloß aus der schreienden Ungerechtigkeit dieses Mordes, sondern auch aus den höchst traurigen Folgen, die er für die ganze Nation, durch die Erbitterung der fremden Mächte, nach sich ziehen mußte und die jedes Kind ohne Mühe vorher sehen konnte. Was kümmert aber einen blutgierigen Robespierre, Orleans ꝛc. das traurigste Schicksal des Volks!

Doch wir haben es schon oben beseufzt, daß uns die Armuth der Sprache verhindert,

von der idealischen Größe der Unvernunft des Konvents (d. i. der herrschenden Parthei: denn es giebt auch unwürdige Mitglieder) mit Anstand zu reden. Wir müssen also von dieser erhabensten seiner Thaten schweigen, und uns begnügen, nur von den neuesten, die wir in Erfahrung gezogen haben, noch etliche geringere mit zwei Worten zu erzählen.

Vor einigen Wochen hat der Konvent dekretirt, daß den 10ten August alle Grabmähler der Könige zu St. Denis, und alle andere Monumente der Kunst, die an das Königthum erinnern, zerstört werden sollen. Wenn der Pöbel im Taumel seiner Freiheitsideen, Statüen der Könige verwüstete; so war das ein taumelnder Pöbel. Hier aber ist ein Nationalkonvent, der die Werke der Kunst vernichtet, durch ein Dekret (also doch wohl mit Ueberlegung) vernichtet! Siehe da die auferstandenen Chalifen!

Damit

Damit endlich in dem Lande der Freiheit und Gleichheit keine Art der tyrannischen Barbarei unversucht bleibe, sollte am ersten August ein dreizehnjähriger Knabe mit der Guillotine hingerichtet werden, weil er gesagt hatte: Buchot verdiene eher den Tod, als Custine. Es würde schlechterdings unbegreiflich seyn, wie der Konvent, bei dergleichen Processen, noch Anhänger in Frankreich und — Lobredner in Deutschland finden könnte, wenn nicht die unbeschränkte Gewalt der reinen Unvernunft auch das Unbegreifliche begreiflich machte. Ohnstreitig wird man nächstens die Hunde durch Dekrete zur Guillotine verdammen, die sich beigehen lassen, einen Jakobiner anzubellen. Dies wäre allenfalls die einzige Art von Triumph, die für die reine Unvernunft noch übrig wäre.

Schließlich müssen wir noch die Empfänglichkeit für idealische Größe, wodurch sich einige unserer geliebten Landsleute auszeichnen, in ruhmvolle Erwähnung bringen. Männer, die

die eben gestern anfingen, über Staat und bürgerliche Gesellschaft nachzudenken, und unbärtige Jünglinge, die noch sehr viel lernen müssen, ehe sie einmal das verstehen können, was andere darüber gesagt und geschrieben haben, sind von Bewunderung der französischen Einrichtungen durchdrungen. Sie unterfangen sich über den Herzog von Braunschweig zu urtheilen, von dem der einzige Friedrich mit der größten Achtung sprach, ohngeachtet sie nicht einmal von der Existenz der Kenntnisse, die zur Beurtheilung eines solchen Mannes gehören, etwas ahnden. Ihr ächter Sanskülottensinn geht so weit, daß sie so gar leblose Kreaturen zu ihren Brüdern erheben und Freiheit und Gleichheit mit ihnen theilen. Sie haben, wie wir aus ganz authentischen Berichten wissen, ganz neuerlich beschlossen, einen Stiefelknecht hinfort einen Stiefelzieher zu nennen. Heil ihrer weltbürgerlichen Gesinnung! und Heil dir, edler Stiefelzieher! Wie unwürdig war es, dich einen Knecht zu schelten!

Hin-

Hinfort nun auch du unser Bruder! Es lebe Freiheit und Gleichheit!

Selbst Männer von Kopf sind zuweilen von dem taumelnden Geiste der Zeit ergriffen worden, und haben z. B. über den vorjährigen Rückzug aus Champagne dreist abgeurtheilt, ohne von der Zeit die Enthüllung der vollständigen Gründe abzuwarten, die den preußischen Monarchen dazu bewogen. Sie bildeten sich ein, daß das der hinreichende Grund gewesen sey, was ihnen ihre Phantasie als solchen vorgaukelte. Hätten sie wenigstens bis jetzt gewartet, so würden sie doch noch einen Grund mehr erfahren und aus dem Munde der unglücklichen Königin von Frankreich gehört haben, daß der preußische Monarch dabei auch auf eine dringende Bitte des nun ermordeten Ludwigs Rücksicht nahm, und das Leben desselben zu retten hofte.

Resul-

Resultat aus diesem Abschnitte.

Wir haben bewiesen: daß es, laut unwidersprechlicher Zeugnisse der Erfahrung, Handlungen und Räsonnements in Menge giebt, die den Charakter, den wir mit dem Worte unvernünftig bezeichnen, im höchsten Grade haben. Es frägt sich nur noch: ob diese Handlungen und Räsonnements nicht vielleicht durch die bereits bekannten Kräfte des menschlichen Geistes hervorgebracht werden können? Das ist aber schlechterdings unmöglich. Man schreibt dem menschlichen Geiste Sinnlichkeit und Vernunft zu. Durch die Sinnlichkeit aber können die unvernünftigen Handlungen nicht gewirkt werden. Denn 1) liegen dabei sehr oft abstrakte Begriffe, Urtheile und Schlüsse zum Grunde (wie aus dem Vorigen zu ersehen ist), und dergleichen ist für die Sinnlichkeit unmöglich; 2) wenn die unvernünftigen Handlungen und Räsonnements aus bloßer Sinnlichkeit entständen, so müßten wir dergleichen

gleichen auch bei den vernunftlosen Thieren auf der Erde antreffen. Diese handeln aber nur vernunftlos, schlechterdings nicht unvernünftig, und sind zu solchen Unternehmungen, als wir von dem französischen Konvent erzählt haben, durchaus unfähig. Durch die Mitwirkung der Vernunft aber, oder gar aus der Vernunft allein können die unvernünftigen Handlungen noch viel weniger entstehen. Wer das behauptete, würde eben so viel sagen, als: man könne sich an einem Stück Eise die Finger verbrennen. Denn das Unvernünftige ist ja gerade das Gegentheil von dem, was die Vernunft wirkt!

Es ist also handgreiflich: daß neben der Sinnlichkeit und Vernunft auch noch eine reine Unvernunft in uns wohne. Diese ist eben so wohl, als jene ein ursprüngliches und unvertilgbares Vermögen in uns *), und nur durch

*) Herr Kant hat in seiner neuesten Schrift über die Religion hievon etwas geahndet. Er behauptet

durch sie werden dergleichen Erscheinungen möglich, als wir im gegenwärtigen Abschnitte zur Betrachtung aufgestellt haben.

hauptet darin ein radikales Uebel und ein uns beiwohnendes böses Princip. Nur ist er der Meinung: daß der erste Grund der bösen Maximen für uns unbegreiflich sey. Jetzt wird er begreifen, welches dieser Grund ist. Er liegt in der reinen Unvernunft und diese ist eben das uns beiwohnende Princip.

Der Kritik der reinen Unvernunft Zweiter Abschnitt.

Von der Nützlichkeit der reinen Unvernunft in irdischen Dingen.

Alles Neue hat seine Feinde. Der Lehre von der reinen Unvernunft wird es nicht besser gehen. Dabei ist dann nichts gewöhnlicher, als mit einem Heere Konsequenzen anzurücken, das aber doch glücklicherweise sehr oft nur mit stumpfen Piken, und wie einige Kantianer von ihren Gegnern sagten — mit bleiernen Schwertern bewaffnet ist. Wir wollen aber diesen leichten und irregulären Truppen gleich zuvorkommen und ihnen einen Verhau entgegensetzen, den sie nicht sollen übersteigen können. Wir wollen zeigen, daß in irdischen Dingen nichts nützlicher ist, als die reine Unvernunft.

Die

Die Geschichte unserer Tage hat gelehrt, daß die reine Unvernunft im Stande ist, Bierbrauer und Fleischer, Advokaten und Comödianten, Lichtzieher und Frisörs zu souveränen Volksrepräsentanten zu erheben, und ihnen die Ausübung der höchsten Gewalt in die Hände zu spielen. Wie ersprießlich und heilsam dies für diejenigen selbst sey, die ihre Hände von dem Blute der getödteten Schweine reinigen, um sie — aus Inklination zum Blute — in Menschenblut zu tauchen, die aus dem Schmutze des Wurstmachens in den Glanz der Volksmajestät übergehen, und so den alten Menschen ablegen und einen ganz neuen anziehen; das ist wie wir glauben, für sich selbst klar. Aber das ist nicht genug! Das Wohl der Menschheit — das ist es, was dadurch fest begründet, und auf ewig sicher gestellt wird.

Alles Elend des Volks ist in den bisherigen Staatsverfassungen daher entstanden, daß diejenigen, welche die höchste Gewalt aus-

ausübten, die Noth und den Jammer, worunter die niedrigsten Volksklassen seufzen, nie empfunden hatten und also damit nicht zu sympathisiren wußten, und daß sie das eigentliche Innere des Reichs gar nicht gehörig kannten. Beiden Uebeln wird durch die Veranstaltung der reinen Unvernunft abgeholfen. Wenn die höchste Gewalt von Männern aus den geringsten Klassen verwaltet wird, so müssen diese den besten Willen haben, dem Elende des Volks aus allen Kräften abzuhelfen, weil sie am besten wissen, wie wehe es thut. Auch sind sie dazu von Seiten der erforderlichen Kenntnisse am besten im Stande. Das wollen wir nur der Methode wegen, an einer Art dieser Leute zeigen, und man wird es auf die übrigen sehr leicht anwenden können.

Es ist notorisch, daß in einer Stadt, so wie in den umliegenden Dörfern nicht leicht etwas vorfallen kann, was ein Frisör nicht wüßte. Zwar sind die Gegenstände, auf die sich

sich seine Neugierde erstreckt, und die zu seiner Wissenschaft gelangen, sehr häufig unbeträchtliche Kleinigkeiten. Allein sehr viele Münzen von geringem Werthe machen zusammen doch eine große Summe. Eben so machen sehr viele geringfügige Kenntnisse zusammen eine große Kenntniß aus. Es ist also unläugbar, daß ein Frisör eine sehr große Kenntniß von dem Innern des Landes hat. Noch mehr! Man weiß, daß die Frisörs bei den Damen in Ansehn stehen, weil sie geschickte Nachricht bringen, oder wie man in der gemeinen Sprache sagt, gute Neuigkeitsträger sind, und die skandalöse Chronik auswendig wissen. Daher kömmt es, daß sie sich so leicht zu dem Range eines Vertrauten bei den Damen erheben, daß sie sogleich alle Geheimnisse der Familien aufs genaueste erfahren, ja! zuweilen selbst der Gegenstand eines Geheimnisses der Damen werden. Wer kann also eine jüngere, vertrautere Bekanntschaft mit dem wahren Zustande der Nation haben, als ein Frisör? Wer kann folglich

ge-

geschickter, als er, seyn, die passendsten Maaßregeln zur Beförderung des bürgerlichen Wohls zu ergreifen? Wenn man dagegen bedenkt, wie wenig von allen diesen Kenntnissen einen königlichen Minister, oder gar einem Fürsten selbst, zu Theil wird; so muß man sich billig wundern, warum die Völker der Erde nicht schon längst der reinen Unvernunft zuvorgekommen sind, und die höchste bürgerliche Gewalt den Frisörs und Konsorten übertragen haben. Aber freilich, als Kolumbus das Ei auf die Spitze gestellt hatte, verwunderte man sich auch, daß man auf diesen Einfall nicht gekommen war!

Ueberdem hat ein Frisör an seinen Amtsgeschäften die beste Uebung, sich auf die Verwaltung eines Staats vorzubereiten. Ein schön frisirter Damenkopf ist das lebendigste Sinnbild einer wohlgeordneten Republik. Hier sieht man das herrlichste System in der verwirrtesten Mannichfaltigkeit. Oder kann etwas verwirrter seyn, als ein Büschel wohl ein-

eintupirter Haare? Und dennoch vereinigt sich alles in schöne Formen — zusammengehalten durch den sanften Zwang süßduftender Pomade. Eben so soll es auch in einem Staate seyn! Die Verhältnisse seiner Bürger, die Betriebsamkeit, die Geschäfte, die Gewerbe sollen eben so mannichfaltig verwikkelt seyn, wie die eintupirten Haare eines Damenkopfs; und alle Glieder des Staatskörpers sollen bloß durch Fesseln zusammengehalten werden, die eben so sanft, als weich sind, als die süßduftende Pomade des Frisörs! Endlich soll jeder Unordnung schleunig abgeholfen werden; denn sie gleicht einem Schneeball, der im Fortrollen immer größer wird. Wer aber kann dies besser, als ein Frisör! In einer halben Stunde schaft er aus dem verwirrtesten Chaos eines Krauskopfs die herrlichste Ordnung; wo man noch vor wenig Minuten an aller Regelmäßigkeit verzweifelte, sieht man ein wohl verkraustes System entstehen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0210
DFG

Freilich gebraucht er zuweilen, den Tyrannen gleich, zur Erreichung seiner Absicht Feuer und Eisen. Aber er gebraucht es nicht, wie jene, um zu verwüsten, sondern nur, um die Widerspenstigen zu bändigen und unter die Gesetze der Ordnung zu bringen.

Man kann überhaupt die unermeßlichen Vortheile, welche die reine Unvernunft in irdischen Dingen ihren Verehrern gewährt, kurz zusammen fassen und in ein Paar Worten ausdrücken: sie macht unsere Seelen zu Sanskülotten! Wie unendlich viel das sagen wolle, ist bekannt. Wenn die Seele einmal ein ächter Sanskülotte ist, und also ihre pudenda einmal dem hochgeehrten Publikum gezeigt hat; so ist sie hernach für keine Scham mehr empfänglich, also fähig zu jeder Unthat, wovon sich andere ehrliche Leute durch die Furcht vor der Schande abhalten lassen, womit sie sich brandmarken würden. Und wenn sich jemand unterfängt, sich uns, oder einem

von unserer Parthei zu widersetzen; so macht man ein Dekret *), daß ein jeder solcher Frevler mit dem Tode bestraft werden solle; oder kürzer, man überantwortet ihn den Männern vom zweiten September, oder läßt ihn lamballisiren. Hiedurch ist man über alles Uebel erhaben, was man sonst von feindselig gesinnten Menschen so oft zu erdulden hat. Auch werden alle Unternehmungen um so besser von statten gehen, da man nie fürchten darf, mit leeren Magen ans Werk zu kommen. Denn hat man kein Brod, so kann mans doch leicht bekommen. Die Reichen müssen es bezahlen. Als neulich die Einwohner von Belleville vom Pariser Gemeinderath verlangten, daß die Ausfuhr des Brodtes aus Paris wieder verstattet werden mögte, erhielten sie eine abschlägige Antwort, und Chaumet versicherte sie: es sey ungemein leicht, Brod zu bekommen; sie dürften es

*) Den 2ysten August hat man in Paris dekretirt, daß jeder, der einen Jakobiner angreift, mit dem Tode bestraft werden solle.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0212
DFG

es nur machen, wie in Paris; hier lasse man es die Reichen bezahlen.

Noch einen vorzüglich wichtigen Umstand hätten wir beinah vergessen. Leider ist bisher die zeitliche Wohlfarth nur gar zu oft durch unglückliche Ehen gestört und vernichtet worden; und man hat uns armen Ehemännern bisher nur ein einziges souveränes Mittel, uns mit unsern erzürnten Weibern wieder auszusöhnen, vorschlagen können. Dies Mittel war — zu sterben. Allein, wir gestehen es, diese Kur war ein wenig zu heroisch. Die reine Unvernunft weiß dem Dinge besser abzuhelfen; sie rottet das Uebel mit der Wurzel aus. Denn sie hat dekretirt (im Konvent zu Paris, in der Sitzung vom 22sten August): daß ins künftige der Wille Eines Theils zu einer Ehescheidung hinreichend seyn solle. Es fällt in die Augen, daß diese glückliche Erfindung der reinen Unvernunft nicht abgesprochen werden kann. Denn die Ehe ist ein Kontrakt, und die Vernunft

lebt

lebt des einfältigen Glaubens, daß ein Kontrakt schlechterdings nicht durch den Willen des einen der kontrahirenden Theile aufgehoben werden kann, sondern nur durch beiderseitige Einwilligung oder durch ein Verbrechen.

Meine zahlreichen Kollegen, die geplagten Ehemänner unter dem Monde, haben mir deshalb aufgetragen, der reinen Unvernunft für jenes wohlthätige Dekret öffentlich den feierlichsten Dank abzustatten. Denn von Stund an, als dasselbe bekannt wurde, haben wir an unsern, ach, ehemals geliebten Hälften eine merkliche Besserung verspürt. Es ist uns, als hätten sie ihre Pantoffeln mit weichem Sammet überziehen lassen; und bei Einigen will man sogar allerlei bemerkt haben, was eine (wahre oder affektirte) Begeisterung vom Gott Amor verrathen soll. Denn, wenn unsere Weiber es uns zu bunt machen; so schicken wir sie fort, und nehmen andere. Unser Wille ist dazu hinreichend. Das soll

sie

sie schon zahm machen! Denn wer heirathet gern eine geschiedene Frau! Und ledig sitzen wollen sie doch nicht!

O ihr seligen Zeiten! Daß mein Auge euch noch sehen muß! Lange hat sich mein Nacken gebeugt, und schwer lag die Last auf meinen Schultern. Nur jenseit der Urnen hoffte ich Befreiung zu finden. Denn die Rose, deren Dornen mich verwundeten, stand in ihrer besten Blüte, und ich fing an zu welken. Heil dir, mächtige Unvernunft! Nun ist mirs besser geworden. Von frischem werde ich wieder aufblühen. Mein Herz pocht laut vor Freude und Dank.

So wäre es demnach außer Zweifel, daß die reine Unvernunft in irdischen Dingen die größten und augenscheinlichsten Vortheile stiftet, und hierin die so hoch gepriesene Vernunft bei weitem übertrift. Denn mit dieser haben viele meiner in Ar-vor traurigen Kollegen den Versuch gemacht, ihre Weiber auf

andere

andere Wege zu bringen; aber schlechterdings nichts ausgerichtet. Die arme Vernunft! Sie wurde gar nicht gehört.

Bei so bewandten Umständen werden die Herren Konsequenzenmacher, die wir schon auf uns lauren sahen, von selbst von ihrem Vorhaben abstehen. Sie würden ohnstreitig versucht haben, unsere Theorie von der Existenz einer reinen Unvernunft durch ein Heer von heillosen Folgen niederzuschlagen, die sie daraus herleiten zu können vermeynt haben würden. Nun aber werden sie begreifen, daß sie, wie gewöhnlich, auf dem unrechten Wege waren.

Der

Der
Kritik der reinen Unvernunft
Dritter Abschnitt.
Von den Aussichten der reinen Unvernunft in jene Welt.

Es schmerzt uns innigst, daß wir an der, von uns entdeckten, Kraft des menschlichen Geistes, die übrigens unter allen seinen Kräften die glänzendste ist, auch eine schwache Seite berühren müssen. Ihr Reich ist nur von dieser Welt, und wird in jenem Leben entweder ganz zerstört, oder doch so zusammengeschmolzen seyn, daß sie vor dem Glanze ihrer finstern Nebenbuhlerin, der Vernunft, beinahe wird verschwinden müssen. Das läßt sich unwidersprechlich beweisen.

Da diese ganze Theorie neu ist, so wollen wir uns hier auch einer neuen Beweisart bedienen. Wir haben sie zwar nicht selbst erfunden; sie rührt aber her von dem Verfasser

fasser des Versuchs einer Kritik aller Offenbarung, einem Manne, dessen Schrift sogar in der allgem. Litter. Zeitung für ein Werk des Kantischen Geistes gehalten wurde. Wer einigermaßen begreift, was das sagen will, der wird an der vollkommensten Bündigkeit dieser Beweisart keinen Augenblick zweifeln, und also von uns nicht verlangen, daß wir ihm die strengste Richtigkeit derselben erst vor Augen legen sollen. Also ohne weitere Umschweife zur Sache!

Die Kritik aller Offenbarung schließt so: der Rechtschaffene wünscht, daß es eine göttliche Offenbarung geben möge; also können wir unerschütterlich glauben, daß es wirklich eine giebt. Denn wenn ein Wunsch durch das obere Begehrungsvermögen bestimmt wird; wenn er also moralisch gut ist; und wenn sich ferner erweisen läßt, daß uns schlechterdings niemand eines Irrthums überführen kann, wenn wir das, was wir wünschen, als wahr annehmen; so erzeugt ein

solcher

solcher Wunsch einen felsenfesten Glauben. Wir müssen alsdann das, was wir wünschen, mit der größten Zuversicht für wahr halten. Da nun der Wunsch, daß es eine Offenbarung geben möge, durch das obere Begehrungsvermögen bestimmt wird, indem eine Offenbarung zur Beförderung der Moralität ungemein zuträglich ist, und da ferner niemand beweisen kann, daß es keine Offenbarung gebe; so folgt, daß der Glaube an die Existenz derselben unerschütterlich fest stehe.

Eben so schließen wir auch. Es ist der innigste Wunsch aller edel Gesinnten und Rechtschaffnen, daß das Reich der Unvernunft nach diesem Leben gänzlich zerstört, oder doch so sehr als möglich vermindert werden möge. Dieser Wunsch ist wahrlich durch das obere Begehrungsvermögen bestimmt. Denn was könnte den moralischen Zwecken der Vernunft gemäßer, und zur Erreichung derselben beförderlicher seyn, als die Vernichtung des Reichs der Unvernunft. Auch ist apodiktisch ge-

gewiß, daß uns niemand eines Irrthums überführen kann, wenn wir annehmen, daß dieser Wunsch wirklich in Erfüllung gehen werde. Denn diese Erfüllung ist eine zukünftige zufällige Sache; und von solchen Sachen, zumal wenn sie sich erst in jenem Leben, von dem wir eigentlich gar nichts wissen, ereignen sollte, kann bekanntlich niemand beweisen, daß sie nicht geschehen werden. Dennoch steht der Glaube an die Erfüllung unsers Wunsches unerschütterlich fest; er wird also realisirt werden.

Freuet euch, alle ihr Guten! Dereinst giebt es keine reine Unvernunft mehr. Oder zum wenigsten wird ihr tyrannisches Scepter zerbrochen seyn.

Um allen Mißverständnissen in dieser höchst wichtigen Materie, so viel an uns ist, abzuhelfen, müssen wir hier einen Schriftsteller zurechtweisen, der von der so eben angewandten Beweisart erst ganz neuerlich

einen

einen höchst sonderbaren Gebrauch machte. Er ist ein Arzt und man merkt ihm gleich an, daß er die Apothekerbüchsen besser zu handhaben versteht, als philosophische Argumente. Er sprach von der Schädlichkeit der Schnürbrüste, und wollte beweisen, daß binnen fünf Jahren keine Dame eine Schnürbrust mehr tragen würde. Dabei schloß er so: „Es ist ein Wunsch aller Rechtschaffenen, daß alle Damen die Schnürbrüste abschaffen mögen. Dieser Wunsch ist durch das obere Begehrungsvermögen bestimmt. Denn die Schnürbrüste sind nicht allein den Damen selbst, sondern vorzüglich auch der künftigen Generation höchst schädlich, und zwar in moralischer Absicht. Denn, wenn die Früchte des Leibes in so enge Kerker eingepreßt werden, so verstimmt das den moralischen Karakter dieser schuldlosen Wesen, ehe sie noch einmal das Licht der Welt erblicken. Der Wunsch nach Abschaffung der Schnürbrüste geht also auf einen moralischen Zweck und wird also durch den vernünftigen Willen erzeugt. Auch

kann

kann uns niemand eines Irrthums überführen, wenn wir glauben, daß er werde erfüllt werden. Denn die Erfüllung desselben hängt von der Mode ab, und diese ist unter allen Damen die grillenhafteste und veränderlichste. Was heute noch unmöglich schien, das wird durch sie morgen wirklich. Also ist der Glaube, daß binnen fünf Jahren keine Dame mehr eine Schnürbrust tragen werde, unerschütterlich, und über allen Widerspruch erhaben."

Wir haben gesagt und bleiben dabei, daß dies eine sonderbare Anwendung unserer Beweisart ist, die den Laien in der Philosophie verräthet. Der gute Herr Doktor mag uns das nicht übel nehmen: wir sprechen, wie wir denken. Denn um von allen seinen Inkonsequenzen nur eine zu berühren, so könnten wir bei unserm Glauben an die Abschaffung der Schnürbrüste gar nicht eines Irrthums überwiesen werden. Denn die Schnürbrüste sind sinnliche Gegenstände; gehören also in das Gebiet der eigentlichen Erkenntniß.

So-

Sobald aber eine eigentliche Erkenntniß eines Gegenstandes statt finden kann, so kann auch alles, was jemand von einem solchen Gegenstande glaubt, nach den Gesetzen der Erkenntniß geprüft, und deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit demonstrirt werden. Unsere Beweisart ist daher nur anwendbar, wo von unsinnlichen Gegenständen die Rede ist, wie das bei unsrer Untersuchung der Fall war. Da war die Frage von dem Zustande der reinen Unvernunft in jenem Leben. Dieser Zustand kann schlechterdings nicht angeschauet werden; dahingegen eine Schnürbrust sich gar wohl anschauen läßt.

Bei so bewandten Umständen also, da es mit den Aussichten der reinen Unvernunft in jene Welt so sehr schlecht bestellt ist; so muß den Verehrern derselben in dieser Rücksicht ein wenig bange werden, ob sie gleich gewöhnlicherweise durch die wohlthätige Fürsorge ihrer Schuzgöttin vom Nachdenken und Ueberlegen nicht sonderlich inkommodirt werden.

den. Sollte man einmal nöthig finden, unser unmaßgebliches Gutachten darüber einzuholen, was mit gedachtem Herren in jener Welt am füglichsten zu machen sey? so würde es dahin ausfallen: „Diese Herren, würden wir sagen, haben in dieser Welt die Laternenpfähle scheußlich besudelt. Wohlan! Es lebe die Freiheit und Gleichheit! Sie sollen in jener Welt insgesammt — Laternenputzer werden!“

Dixi!

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0224
DFG

LBMV Schwerin
000 304 077
33

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1728629926/phys_0227
DFG

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0228
DFG

ernunftlosen Thieren
Diese handeln aber
erdings nicht unver-
lchen Unternehmun-
ranzösischen Konvent
unfähig. Durch
nunft aber, oder gar
n können die unver-
och viel weniger ent-
uptete, würde eben
n könne sich an einem
erbrennen. Denn
a gerade das Gegen-
Vernunft wirkt!

istlich: daß neben der
unft auch noch eine
ns wohne. Diese ist
ein ursprüngliches und
en in uns *), und nur
durch

ner neuesten Schrift über
twas geahndet. Er be-
hauptet

the scale towards document
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1728629926/phys_0229
DFG